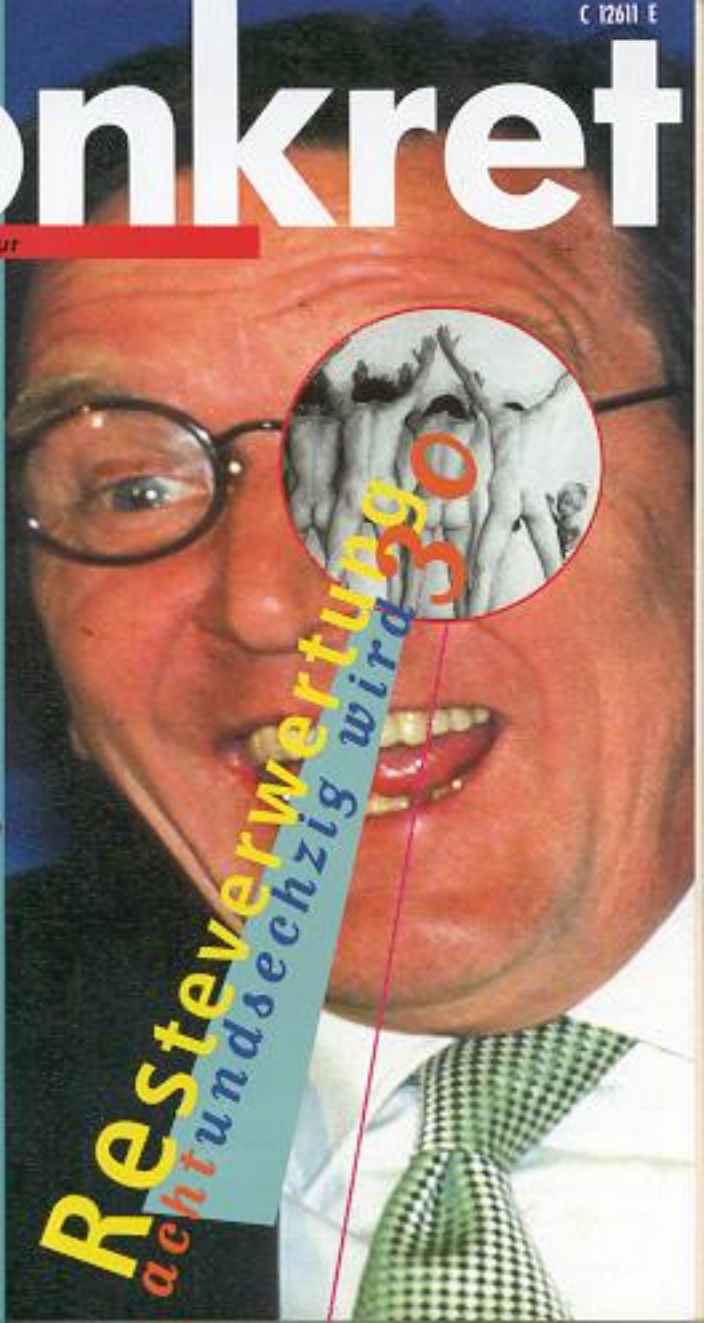
Heft 6 Juni 1998 8,- DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur


Resteverwertung
achtundsechzig wird 30

- DVU: Sympathie mit den Nazis
- PDS: Verfolgung und Wahn
- Rote Armee Finale (RAF)
- »Spiegel«: Schutzstaffel der Demokratie
- Jud Süß: Antisemitische Pornographie
- Fußball: Beckenbauer für Fortgeschrittene

in konkret Juni 1998

hier Konkret von Uwe Wesel
Der Immunitätsausschuß des Bundestags hat mit 15 gegen 2 Stimmen beschlossen, daß Gregor Gysi, der Chef der PDS-Bundestagsgruppe, Inoffizieller Mitarbeiter (»IM«) des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit gewesen sei. Der Berliner Rechtshistoriker Uwe Wesel ist einer der wenigen, die gegen den Beschluß fachliche Einwände erhoben haben. KONKRET sprach mit Professor Wesel über einen Fall von amtlichem Rufmord

von Konkret

an Konkret

Verfolgung und Wahn von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Das Gefuchtel von Georg Fülberth
Was hat der Untergang des Bauerntums mit der Revolte von 1968 zu tun? Nichts. Viel

Lauter blinde Flecken von Gerhard Scheit
Die Frankfurter Schule hat auf die Apo viel weniger Einfluß gehabt, als die 68er-Mythologen glauben. Nur Hans-Jürgen Krahl hat aus der Kritischen Theorie Schlüsse gezogen, die, wären sie politische Praxis geworden, den Umschlag der Studentenbewegung in eine nationalistische und antisemitische Veranstaltung vielleicht verhindert hatten

Der Muff von 30 Jahren von Oliver Tolmein
Über einen Versuch, den Fall der 68er noch Aktenlage zu entscheiden

Die Strategie des Dr. Frey von Anton Maegerle
Der Wahlerfolg der DVU in Sachsen-Anhalt belohnt ihren Vorsitzenden Gerhard Frey für 40 Jahre im Dienst des Neo-Nazismus und des Handels mit braunen Devotionalien

Zeugnis für Deutschland von Stefan Ripplinger
Der Stimmenzuwachs der DVU bei den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt verdanke sich, heißt es, Protestwählern. Gegen was aber sollten sie protestiert haben?

Sturmgeschützler von Otto Köhler
Eine Biographie des SS-Führers Franz Alfred Six informiert auch über die Nazi-Vergangenheit des frühen »Spiegel«

Magdeburger Verhältnisse II von Matthias Gärtner
Eine Erwiderung auf den Beitrag von Titus Simon in KONKRET 5/98

Klauen oder krepieren von Gaby Hommel
Noch vor der Sommerpause will der Bundestag ein Gesetz verabschieden, das rund eine halbe Million Menschen in der Bundesrepublik vom Recht auf Nahrung, Kleidung und Wohnung ausschließt

Jetztzeit von Peter Hacks
ROTE SOMMER

Der gute Wille der RAF von Oliver Tolmein

Die Abschiedsnote der RAF zeigt vor allem eins nicht: eine durchdachte Kritik der eigenen Geschichte

Pohrt antwortet von Wolfgang Pohrt
Wenn du Oberhaupt eines Staates werden willst, gründe einen

Erben des Pol-Potismus von Günter Giesenfeld
Der ehemalige Führer der Roten Khmer ist tot, seine Truppe aber noch nicht. Das ist, wie in den Jahren zuvor, nicht zuletzt ein Verdienst des Westens

Peace off von Frank Frei
Das Friedensabkommen für Nordirland wird an der Diskriminierung der katholischen Minderheit wenig ändern

In diesem Sinne - GENiale Kontrolle von Alexander Bogner

In diesem Sinne - Zeit für Elefanten von Robert Kurz

In diesem Sinne - An den Marmortischen von Oliver Schmitt

Kunst & Gewerbe von Kay Sokolowsky

Pop goes Wahlkampf von Georg Seeßlen

ABM fürs Gen von Alexander Bogner
Fünf Museen haben eine gigantische Akzeptanzbeschaffungsmaßnahme für die Gentechnologie organisiert

Liaisons dangereuses von Boris Gröndahl
Technisch gesehen bieten Computer und Datennetze nahezu unbegrenzte Möglichkeiten für den Schutz der Privatsphäre. In der Auseinandersetzung um den praktischen Einsatz entsprechender Technologien prallen die Interessen von Nationalstaaten, Industriefraktionen und Bürgerrechtlern aufeinander

Pornographie als Propaganda von Friedrich Knilli
Der Jude als »Sittenverderber« hat eine lange Mediengeschichte. Ihr berühmtester Fall wurde der von Joseph Süß Oppenheimer, genannt »Jud Süß«

Gut gebrullt, Operette! von Michael Rudolf
Volume Two der Stücke von Jörg W. Gronius und Bernd Rauschenbach: ein Lob

Buch & Deckel von Oliver Schmitt

Ein Meister seines Fachs von Jochen Stremmel
Über den US-amerikanischen Schriftsteller und Drehbuchautor Elmore Leonard und seine deutschen Übersetzer

Täter? Opfer? Künstler! von Holm Friebe, Mark-Stefan Tietze
Von falschen Feinden gejagt, von falschen Freunden verteidigt, verkannt, verflucht, instrumentalisiert - der Paparazzo. Versuch einer Ehrenrettung

Film & Theater von Max Annas
Welcome to Sarajevo

Nicht zu knacken, nicht zu packen? von Gerhard Fischer, Jürgen Roth, Dieter Bott
Ein Streitgespräch und Beitrag zur neueren Beckenbauer-Forschung - mit dem Sport-Theologen Dieter Bott

Melodie & Rhythmus von Klaus Smit

Diverse: The Jewish Alternative Movement - »A Guide For The Perplexed«; Hasidic New Wave: Psycho Semitic. Beide Knitting Factory Records/Ninety-Nine Distribution

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/98, S. 3

Uwe Wesel

hier Konkret

Der Immunitätsausschuß des Bundestags hat mit 15 gegen 2 Stimmen beschlossen, daß Gregor Gysi, der Chef der PDS-Bundestagsgruppe, Inoffizieller Mitarbeiter (»IM«) des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit gewesen sei. Der Berliner Rechtshistoriker Uwe Wesel ist einer der wenigen, die gegen den Beschluß fachliche Einwände erhoben haben. KONKRET sprach mit Professor Wesel über einen Fall von amtlichem Rufmord

konkret: Sie haben dem Ausschuß in der Sache Gysi Schlamperei vorgeworfen. Worin bestand die Schlamperei?

Wesel: Meines Wissens habe ich nicht von Schlamperei gesprochen, sondern sinngemäß gesagt, daß der Ausschuß in unverantwortlicher Weise seine Pflicht zur unparteiischen Würdigung der Akten verletzt hat. Das Bundesverfassungsgericht hat nämlich 1996 erklärt, dieser Ausschuß dürfe einen solchen Beschluß nur fassen, wenn er darüber eine so sichere Überzeugung gewinnen kann, daß vernünftige Zweifel an der Richtigkeit eines solchen Urteils ausgeschlossen sind. Aus den vom WDR vorgelegten Akten geht aber eindeutig hervor, daß es sehr erhebliche Zweifel daran gibt, nämlich die Akten des MfS über die Anwerbungsversuche, mit denen man Herrn Gysi als IM gewinnen wollte. Schon 1980 hat Herr Gysi danach auf seine Schweigepflicht als Anwalt hingewiesen. Die Akten enden 1986 mit der Feststellung, daß er an seiner Schweigepflicht als Rechtsanwalt festhält, eine ersprießliche und konkrete Zusammenarbeit mit ihm nicht zu erwarten sei und deshalb die Versuche beendet und die Akten geschlossen werden. Kein Mensch kann doch leugnen, daß sich daraus erhebliche Zweifel für eine Tätigkeit als IM ergeben. Der Immunitätsausschuß ist darüber ohne ausreichende Erklärung hinweggegangen. Ein tolles Stück. Um nur das wichtigste zu nennen.

konkret: War die Schlamperei bloß fahrlässig, oder war es nicht so, daß geschlampt werden mußte, weil ordentliche Arbeit nicht zu dem von Anfang an gewollten Urteil hätte führen können?

Wesel: Weil man meiner Meinung nach hier nicht mehr nur von Fahrlässigkeit sprechen kann, habe ich ja auch gesagt, daß dieses Vorgehen dieses Ausschusses der Anlaß sein müßte für die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der zu untersuchen hätte, ob man hier nicht vorsätzlich gegen die vom Bundesverfassungsgericht gemachten Vorgaben verstoßen hat, wozu auch gehören könnte, daß man ohne weitere Begründung ein internes Arbeitspapier des wissenschaftlichen Dienstes zurückgewiesen hat, das zum entgegengesetzten Urteil gekommen war.

konkret: Wenige Tage vor dem Beschluß des Ausschusses hatte der »Spiegel« die Beweisnot der Gysi-Jäger mit einem »jetzt aufgefundenen Dokument« zu beheben versucht. Aus ihm soll hervorgehen, daß Gysi in einem Stasi-Bericht über ein Gespräch mit dem damaligen DDR-Korrespondenten des »Spiegel« als »IM« benannt werde. Der Ausriß aus dem Bericht, den der »Spiegel« dazu abbildet, zeigt diesen Teil seltsamerweise nicht. Haben Sie eine Ahnung, warum?

Wesel: Mich hat dieser merkwürdige Ausriß, aus dem sich gar nichts für eine Tätigkeit Gysis als IM ergibt, auch gewundert. Ich nehme an, daß in diesem Bericht tatsächlich von einem IM die Rede war, sich aber aus dem ganzen Zusammenhang ergab, daß dies ein ganz anderer als Gysi gewesen sein muß. Deshalb hat der »Spiegel« möglicherweise diese Passage in der Wiedergabe des Dokuments weggelassen, obwohl er ausdrücklich schreibt, in diesem Bericht werde ein IM erwähnt.

konkret: Angenommen, ein Baulöwe stünde wegen Betrugs vor einem deutschen Landgericht, und die Beweislage wäre ähnlich gut oder schlecht wie im Fall Gysi - wie groß wären die Chancen, daß der Angeklagte verurteilt würde?

Wesel: Die Chancen wären meiner Meinung nach gleich Null. Herr Gysi hat ja auch schon in elf oder zwölf Prozessen gewonnen, in denen er gegen die Behauptung vorgegangen ist, er sei ein IM des MfS gewesen. Er hat keinen einzigen Prozeß dieser Art verloren. Es gibt auch einleuchtende Aussagen von Mitarbeitern des MfS, wie sein angeblicher Deckname in anderen Akten vorkommt, Zeugenaussagen, die dem Ausschuß vorgelegen haben, die ebenfalls erhebliche Zweifel an der Richtigkeit des Ergebnisses im Immunitätsausschuß begründen. Der Ausschuß ist darüber genauso hinweggegangen wie über die Notizen von 1986. In seinem Bericht dazu heißt es nur, Herr Gysi hätte einige Urteile vorgelegt, in denen diese Tätigkeit als IM »eine Rolle gespielt« habe. Kein Wort darüber, daß die Prozesse von Gysi alle gewonnen wurden und daß die unter Eid gemachten Aussagen der Mitarbeiter des Mfs mindestens eine vernünftige Erklärung dafür geben, warum sein Deckname - den er wohl nie angenommen hat - in den Akten mit Aussagen über seine Mandanten auftaucht. Daß sich daraus mindestens Zweifel ergeben könnten, kein Wort darüber. Noch so ein tolles Stück.

konkret: Gysi wird das Bundesverfassungsgericht anrufen. Hat er dort eine Chance? Und wenn ja: Muß dann der Immunitätsausschuß sein Urteil revidieren?

Wesel: Ich glaube, daß er dort gute Chancen hat. Wenn er gewinnt, heißt das, der Immunitätsausschuß muß seinen Beschluß aufheben.

Konkret 06/98, S. 4

von Konkret

Eine Redakteurin des österreichischen Magazins »Profil« hat eine Bitte:

Sehr geehrter Herr Gremliza, ich arbeite aktuell an einem Porträt/Artikel über Günter Wallraff... Nun ist ein Teil der Wallraff-Geschichte auch Teil Ihrer Geschichte, bis hin zur Karl-Kraus-Preis-Verleihung 1987. Daher ist es für *eine Einschätzung spannend, wie Sie die Dinge heute sehen:*

· Ist es zwischen Ihnen beiden noch einmal zu einer Gesprächsbasis gekommen, nachdem Sie die Autorenschaft an »Aufmacher« und weiteren Wallraff-Büchern öffentlich gemacht haben?

· Wie Sie die Frage heute beantworten, ob die oben angesprochenen Themen vom »Aufmacher« bis »Ganz unten« langfristig Wirkung haben und wenn ja, welche.

Ich würde mich über ein paar Zeilen von Ihnen per Fax und ein Telefongespräch mit Ihnen am Donnerstag freuen. Mittwoch bin ich bei Herrn Wallraff in Köln.

Danke schön und mit der Bitte um Verständnis für die Zeitknappheit, mit besten Grüßen

Dr Marianne Enigl

Die Redakteurin des österreichischen Magazins »Profil« erhält eine Antwort:

Sehr geehrte Frau Enigl,

Ihre Fragen beantworte ich wie folgt:

1. Herrn Wallraff habe ich seit der Verleihung des Karl Kraus-Preises 1987 weder gesehen noch gesprochen.

2. Meine Preisrede war als Schlußwort zum Gesamtwerk des Autors gedacht. Es hat sich, zehn Jahre danach, als solches erwiesen. Herr Wallraff hat seit 1987 keinen Versuch unternommen, mein Urteil durch ein neues Werk zu dementieren. Ob er es aus Furcht oder Einsicht unterlassen hat, weiß ich nicht. Das Resultat ist in jedem Fall zu begrüßen. Was die »langfristige Wirkung« angeht, scheint es sich so zu verhalten, daß die meiner Preisrede die der Wallraffschen Werke um einige Jahre übertrifft.

Mit freundlichen Grüßen

Hermann L. Gremliza

Der Redakteurin des österreichischen Magazins »Profil« ist die Antwort gar nicht recht:

Sehr geehrter Herr Kremliza,

Danke für Ihr Fax. Ich habe mit Günter Wallraff klarerweise auch über Ihren Anteil am »Aufmacher« und den Bruch Ihrer Zusammenarbeit gesprochen und bin, auch angesichts des Interviews, das Neven Du Mont 1987 dem »Spiegel« gab, zum Schluß gekommen, diese Geschichte nicht anzusprechen - es zu tun hätte nichts gebracht, das anderswohin führen könnte als in alte Gräben.

Mit freundlichen Grüßen

Marianne Enigl

Nevens Interview war jenes, in dem er behauptet hatte, sein Nachwort zu Wallraffs Buch sei von ihm selber verfaßt (und nicht, wie ich behauptet hatte, von mir). Auf mein Verlangen mußte er damals förmlich - und auf seine Kosten - versprechen, eine Wiederholung dieser Lüge zu unterlassen. Zehn Jahre später animiert Nevens absurdes Geschwätz eine österreichische Journalistin, eine erbetene Auskunft doch lieber zu unterschlagen und dem sehr geehrten Herrn einen neuen Namen zu verpassen. Der Gewinn der Sache bleibt immerhin die Erkenntnis, daß die Redaktion des österreichischen Magazins »Profil« nichts tut, was nichts bringt, als in alte Gräben zu führen. (Was immer das bedeutet.)

Als Band 16 der konkret-texte-Reihe ist soeben das Buch *Mülltrennung. Beiträge zu*

Politik, Literatur und Musik erschienen. Darin liefert der KONKRET-Autor Gerhard Scheit (s. in diesem Heft S. 14 ff.) eine Kritik totalitarismustheoretischer Maßgaben und Interpretationen in Politik und Kunst. Die längst epidemisch gewordene Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Stalinismus wird insbesondere an den Beispielen Bertolt Brechts, Ernst Jüngers, Hanns Eislers, Peter Weiss' und Heiner Müllers ad absurdum geführt. Das Buch kostet im konkret-texte-Abo 15,80 DM, ist aber für 19,80 DM auch einzeln im Buchhandel oder beim Verlag zu bekommen.

Veranstaltungen: Am 5. Juni findet um 19.30 Uhr in der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik (HWP, Von-Melle-Park 9, Raum S8) eine Lesung und Diskussion zum Thema »Die Rechten in Frankreich« mit dem KONKRET-Autor und Verfasser des gleichnamigen Buches Bernhard Schmid statt. - Am 11. Juni lädt KONKRET um 19.30 Uhr zum 5. KONKRET-Kaderfrühstück ins Haus für Alle (Amandastraße 58, 20357 Hamburg). Thema des Abends: Resteverwertung - 68 wi

30. Teilnehmen werden unter anderen Günter Amendt, Oliver Tolmein, Gerhard Scheit und Hermann L. Gremliza. - Eine Lesung und Diskussion mit dem KONKRET-Autor Eike Stedefeldt zum Thema seines neuen Buches *Schwule Macht oder: Die Emanzipation von der Emanzipation* veranstaltet KONKRET zusammen mit dem Hamburger ASTA-Schwulenreferat am 17. Juni um 19 Uhr im WiWi-Bunker (Raum 0076, Von-Melle-Park 5). - Am 24. Juni um 20.30 Uhr liest Hermann L. Gremliza im Café Vamos! (auf dem Uni-Campus in Lüneburg, Scharnhorststr./Uelzener Str.).

Getrennt dichten, vereint vortragen: Ab sofort steht das sehr gemischte Doppel Hermann L. Gremliza und Horst Tomayer wieder zu Lesungen bereit. Interessenten wenden sich bitte an den Verlag.

Konkret 06/98, S. 6

an Konkret

Diplomatie

KONKRET 5/98: »Frechheit siegt« von Tjark Kunstreich

Von der Auswahl des ersten westdeutschen Botschafters in Israel berichtet Rainer Barzel. Die Israelis hätten »gerne, um das >Besondere< dieser Beziehungen zu betonen, einen Nicht-Diplomaten als Botschafter gesehen, wie man mich über New Yorker Freunde wissen ließ«. Deshalb hat Barzel sich »für das >Normale<, also für einen Diplomaten, eingesetzt - freilich für einen herausragend begabten. So war Rolf Pauls benannt, ernannt und empfangen worden. Er habe, wie manche in Israel unhöflich sagten, seinen Arm im Kampf für Hitler, also auf der falschen Seite, verloren. Der einarmige Botschafter war nun >der Deutsche<.«

Daß man einen ehemaligen Wehrmachtsoffizier nach Israel schickte, war normal. Die Kritik der Israelis war unhöflich. Daß man aber einen schickte, der gar kein Eisernes Kreuz zu tragen brauchte, weil er ja immer eine noch höhere Kriegsauszeichnung, den leeren Ärmel, trug - das war Diplomatie.

Joachim Rohloff

Berlin

Apologetik

KONKRET 5/98: »Der große Sprung« von Jürgen Elsässer

In seinem Artikel über die israelischen Kibbuzim zeigt sich Jürgen Elsässer beeindruckt von deren »egalitärem Ansatz« und »sozialistischem Ideal«. Leider übersieht er einen klitzekleinen Makel: Kibbuzim sind ausschließlich jüdische Einrichtungen. Israelische Bürger palästinensischer Herkunft (18 Prozent der Gesamtbevölkerung) können nicht Mitglied werden. Nicht-Juden dürfen dies nur, wenn sie vorher bei einem orthodoxen Rabbiner in Israel zum Judentum übergetreten sind. Der Grund: Die Kibbuzim befinden sich - wie mehr als 90 Prozent des Landes in Israel - im Besitz eines Staates, der sich nicht als der Staat aller israelischen Bürger, sondern als derjenige des jüdischen Volkes versteht. Das im Besitz des Volkes befindliche Land gilt als »erlöst« (so der offizielle zionistische Ausdruck, der jedem Schulkind beigebracht wird); es darf an Nichtjuden weder verkauft noch verpachtet oder vermietet werden (manchmal werden Ausnahmen zugelassen). Es sollte nach Möglichkeit auch nicht von ihnen bearbeitet werden, was erklärt, daß der von Elsässer zustimmend zitierte Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, Amos Oz, in den 70er Jahren gegen die Beschäftigung arabischer Landarbeiter auf der privaten Farm des späteren Verteidigungsministers Scharon demonstrierte. Oz meinte, dieser solle in einem »jüdischen Staat« lieber Juden einstellen.

Was für ein »Sozialismus« soll das sein, der nur für Menschen mit der richtigen Herkunft gilt? Elsässer beklagt, die Kibbuzim seien von bösen Linken »geschmäht« worden, weil sie »wie der gesamte Staat Israel von Menschen aufgebaut worden waren, die der Mordlust der Väter der 68er gerade noch entkommen waren«. General Dayan, der weinerlich-kolonialistische Apologetik nicht mochte, wies einmal darauf hin, es gebe keinen Kibbuz, der nicht an der Stelle eines zuvor zerstörten arabischen Dorfes errichtet worden sei. Der Staat Israel wurde aufgebaut, indem in den 50er Jahren etwa 400 palästinensische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Anmerkung: In derselben Ausgabe erwähnt ein anderer Nahost-Expert, Martin Kloke, den »Präventivschlag des militärisch eingekreisten Israel gegen seine arabischen Nachbarn im Juni 1967«. Mittlerweile haben mehrere Mitglieder des damaligen Generalstabs (Rabin, Weizman, Peled) und der damalige Minister Begin öffentlich erklärt, daß es kein »Präventivschlag« war und daß sie nie an arabische Angriffsabsichten geglaubt haben (zit. bei Lewan, *Beiträge zur Konfliktforschung, 1/* 1974). Wenn schon Apologetik, dann bitte nicht immer die angestaubteste Fassung!

Christian Sachs

Leimen

Schlamperei

KONKRET 5/98: »Die Dialektik der Moral« von Micha Brumlik

Wie qualifiziert ist Herr Brumlik, wenn es für ihn Ulrike Meinhofs Generation war, die den Massenmord an den europäischen Juden duldete oder betrieb? Um nicht nur herumzukritteln: Dankenswert ist die unbefangene Offenlegung einer professoralen Arbeitshaltung, die die eigenen Schludrigkeiten mit dem Hinweis entschuldigt, daß wenigstens andere »gediegener« arbeiten. Was zu überprüfen wäre, da der Verdacht naheliegt, daß jemand, der so schlampig schreibt, auch schlampig liest.

Gisela Hämmelmann

Bochum

Wenn Micha Brumlik die Stationierung von Bundeswehreinheiten in Jugoslawien befürwortet, sollte er selber mal zum Bund gehen. Dann hat er genug Zeit, darüber nachzudenken, wer auf dem Balkan etwas verhindert oder wer durch seine Anerkennungspolitik gegenüber den Separatisten etwas ausgelöst hat.

Bernd Kevesligeti

Köln

Vermißtenmeldung

KONKRET 5/98: »Pohrt antwortet«

In Nr. 5/98 Ihres werten Blattes schreiben Sie auf Seite 31: »... die Kommunisten sind verschwunden oder keine Kommunisten mehr«. Bitte teilen Sie mir mit, weshalb ich Ihrer Meinung nach verschwunden oder kein Kommunist mehr bin. Wo kann ich mich wiederfinden, wo bin ich begraben?

Georg Fülberth

Mitglied im Kreisvorstand Marburg-Biedenkopf der DKP Marburg

Abenteuerlich

KONKRET 5/98: Frank Schäfer über Herman Melville und Hermann P. Piwitt

Wenn ein Literaturkritiker mit Büchern konfrontiert wird, die seinen Horizont überschreiten, bleiben ihm nur zwei Möglichkeiten - den Mund halten oder den Schnabel aufreißen. Frank Schäfer hat sich für die dümmere Alternative entschieden. »Einigermaßen realistisch« nennt er mit der herablassenden Frechheit eines Ignoranten jene Romane, die von der Literaturwissenschaft zu Recht als die ersten authentischen Darstellungen der untergehenden pazifischen Inselkulturen abgesegnet sind, Melvilles *Typee* und *Omoo.* Weil er die Vita des Genies nicht einmal im Taschenlexikon nachlesen mochte, behauptet er, Melvilles »Stoff-Fundus« sei nun »augenscheinlich geplündert« gewesen. Und darum habe der Dichter die »Phantasieerzählung« Mardi begonnen.

Daß Melville sehr wohl sehr viel noch im »Stoff-Fundus« hatte, beweisen zwar, aufs überwältigendste, *Whitejacket, nach Mardi* entstanden, sein erfolgreichster Roman (der zum Verbot von Auspeitschungen in der US-Navy führte), und zumal *Moby Dick - aber* Schäfer will den armen Irren anpissen, kennt auch nichts vom Oeuvre außer dem quergelesenen Mardi-Roman und hat sowieso genug damit zu tun, Melville der romantischen Schule zuzuschlagen. Da wird's richtig abenteuerlich. Statt Mardi, wie ein bescheidenerer und gewissenhafterer Rezensent als Schäfer es getan hätte, als Werkstatt-Roman wahrzunehmen, als die Vorstudie zu einem der beiden Initiations-Bücher der literarischen Moderne (das andere heißt *Madame Bovary),* schwallt Schäfer sich den dezidierten Anti-Romantiker Melville als einen Schüler Fritz Schlegels zurecht. Tatsächlich ist Mardi, mit all seinen Widersprüchen, Gedankensprüngen, Formwechseln, Selbstzweifeln ein einziger Anschlag auf die Romantik. Das Buch hat gewiß Mängel und Makel sonder Zahl, aber an den Stellen, die gelungen sind, formuliert es eine Sicht auf die Welt, die mit Schlegel so viel gemein hat wie Frank Schäfer mit einem aufmerksamem Leser.

Der schnoddrige Tausendsassa-Sound ist offenbar so leicht zu erzeugen, daß Schäfer ihn auch am neuen Buch von H.P. Piwitt vollstrecken mußte. »Dies ist kein Roman«, postuliert der Großkritiker und fragt sich erst gar nicht, warum Piwitt sich in *Ein unversöhnlich* sanftes *Ende entschieden* hat, statt der Integrität, die ein »Roman«'verspricht, die fragmentarische, die Collagen-Form zu wählen. Er entdeckt »knarzende Diktion«, wo das beschriebene Weltfragment knarzt, er benimmt sich wie ein gönnerhafter Onkel, wenn er Piwitt »die eine oder andere Onkelhaftigkeit (verzeiht)«. Was ein arrogantes Gelaber. Schäfer kennt nichts von Piwitt wie auch von Melville, und statt einfach zu schweigen, wo Weisere reden, quakt er mit einem absolut »Spiegel«kompatiblen Schlaumeiergestus dauernd dazwischen. »Piwitts Parabeln sind schwach«?

Würde stimmen - stünde im neuen Piwitt-Buch auch nur eine einzige Parabel.

Kay *Sokolowsky*

Hamburg

Sapristi!

KONKRET 4/98: »Jetztzeit« von Peter Hecks

Ich will mich nicht als Sprachfeinbein profilieren, aber daß im Gedicht »An einen bronzenen Gartengott von Salow«, dieser »Klasse für sich« (Leserbrief in KONKRET 5/98), »das« Weib zur Wichsvertretung gebeten wird, »die« dies denn auch tut - das stößt schon auf

Dirk Braunstein

Köln

Daß Peter Hacks in der »Jetztzeit« zu so einer interstellaren Weltklassebestform auflaufen würde, das konnte ich nicht ahnen. Sapristi! Bzw. Chapeau!

Markus Simon Schmidt

Berlin

Konkret 06/98, S. 9

Hermann L. Gremliza

Verfolgung und Wahn

Als sie alle umgebracht hatten, stellte sich heraus, daß die Deutschen für ihren Antisemitismus keine real existierenden Juden brauchen. Nun, da der real existierende Kommunismus kapituliert hat, stellt sich heraus, daß sie für ihren Antikommunismus nicht einmal einen ideellen Kommunisten brauchen. CDU-Pfarrer Hintze hat im Osten des Landes eine Partei entdeckt, die ihm viele schöne Analogien zu Hitler und Himmler abwirft, CSU-Chef Waigel hat den Verein als »politisch-kriminelle Vereinigung« zur Fahndung ausgeschrieben.

Es ist, Herr Pfarrer, in Wahrheit würdig und recht, billig und heilsam, Sie und Ihren bayrischen Bruder immer noch einmal daran zu erinnern, daß die CDU noch vor wenigen Jahren kaum ein Staatsamt anders besetzen konnte als mit einem alten Nazi aus ihren Reihen (Globke, Lübke, Kiesinger, Carstens) und die CSU, vertreten durch ihren Innenminister Seydel und ihren Kultusminister Maunz, den Nazi Gerhard Frey und seine »National-Zeitung« freundschaftlichst gefördert hat bzw., wie die »FAZ« es ausdrückt, »nett zu Frey« war. Es ist würdig und recht, aber es ist auch öde und wirft nicht viel mehr als die dünne Pointe ab, daß Hintze und Waigel die PDS, wenn sie Nazis und politisch Kriminelle aus ihr machen, in die Nähe ihrer eigenen Christenparteien rücken.

Vor allem aber macht es blöde. Die Verfolgung durch das rechte Deutschland verleiht den Verfolgten ein Ansehen, das sie nicht verdienen. Schon trommelt die trotzkistische Nationale - und sie wird nicht allein bleiben - zu einem weiteren letzten Gefecht: »Wir rufen dazu auf, im Herbst 98 der PDS die für den Einzug in den Bundestag entscheidende Zweitstimme zu geben - weil der Antikommunismus in Deutschland nicht siegen darf«, nämlich nachdem er gesiegt hat und insbesondere in der PDS, deren Bundesgeschäftsführer, in Moskau studiert, per »Deutschlandfunk« ausruft: »Ich bin kein Kommunist, und ich war kein Kommunist.«

Der Mann sagt die reine Wahrheit. Die Partei des Demokratischen Sozialismus ist, nach Abschiebung der alten Führung ins Kriminal und dem Austritt der 95 Prozent Mitläufer, auf den ehrlichen Kein der alten SED reduziert. Was Weizsäcker heute an Gysis Truppe lobt (»Die PDS ist populistisch und vielleicht antiwestlich, aber sie ist nicht radikal«) und was Lafontaine tadelt (»Es bestehen zum Beispiel berechtigte Zweifel hinsichtlich der außenpolitischen Zuverlässigkeit der PDS ... Sie vertritt mit einer überzogenen, teilweise völlig unrealistischen Programmatik viel zuwenig gesamtdeutsche Interessen«), galt schon für Honeckers und Krenzens Verein. Auch er bestand schon seit Jahrzehnten zum größten Teil aus biederen Sozialdemokraten, deren Verdienst nicht in der kommunistischen Politik bestand, die sie nicht betrieben, sondern in der Verteidigung ihrer schieren Existenz. Warum das keiner gesagt hat, als sie noch regierten? Ich habe es gesagt, an dieser Stelle, vor elf Jahren, in meinem Verriß des SPD-PDS-Papiers, das ich einen »Sommerschlußverkauf der Erkenntnisse« nannte:

Es irrt nämlich, wer meint, meine Liebe zum Kommunismus gelte seinen Schönheiten: den immer umfassenderen Siegen an der Produktionsfront, dem allseitigen Ausbau der Datschen und der weiteren Vertiefung und Bewahrung des kulturellen Erbes von Luther bis Bismarck. Nein, meine Zuneigung galt und gilt, wenn sie über die historischen Papiere und Händedrücke hinwegkommt, jenen inneren Schönheiten, die sich hinter äußerer Häßlichkeit verbergen: dem unvergessenen Beitrag der Kommunisten zur Niederwerfung und Zerkleinerung des Deutschen Reiches; dem Ausbau der Mauer und der Vertiefung des Sperrgebiets; der Etablierung eines Regiments, das dem Gesindel, welches einst die Stammtische und Leserbriefspalten zwischen Rostock und Suhl so beherrschte wie heute die zwischen Flensburg und Passau, die freie Meinungsäußerung verbietet. Nichts weckt zärtlichere Gefühle in mir als ein Land, aus dem deutsche Zahnärzte fliehen.

Das größere Glück aber ist ein System, das die Herren des Dividende et impera daran hindert, die ganze Welt sich zu unterwerfen und alles menschliche Leben auf den Punkt zu bringen: wie man den Nächsten ausnehmen und verwerten kann; das der Ideologie von Freiheit und Democracy gut bewachte Grenzen setzt - geografische, aber auch ideelle: indem es die Frage vielleicht nicht selbst und gewiß nicht endgültig beantwortet, aber doch vor der Geschichte offenhält, ob jenseits der Ordnung des Lebens, deren Geltung Warner Bros., EMI und Bertelsmann der Menschheit als einzig mögliche einbrennen, eine andere möglich sei, und zwar eine, die nicht bloß ein Ideal bleibt, sondern leidlich funktionierende Realität.

Aber der Feind meines Feindes hörte auf, mein Freund zu sein, als er das Schlachtfeld räumte. Was ihn mir wert machte, ist - dank seiner Mithilfe - dahin. Was mit stiller Wut zu ertragen war, solange es das *Essential,* die Teilung Deutschlands und der Welt, nicht tangierte, ist mit der Vereinigung unerträglich geworden: die Degeneration des Sozialismus zum Sozialneid, des Klassenbewußtseins zum Ressentiment des kleinen Mannes, das »nationale Erbe« oder - dreisteste Manifestation des Spießertriumphs - die »niveauvolle Unterhaltungskultur« mit ihren Emmerlings und Friedrichstädter Hupfdohlen. Es ist nichts weniger als ein Zufall, wenn der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) heute unter CSU-Leitung die Unterhaltungskultur der späten DDR bewahrt, ausbaut und vertieft.

Zwei beispielhafte Antworten auf die naheliegende Frage, warum man damals ohne viel Murren passieren ließ, was heute ganz inakzeptabel scheint: Der Machismo (ein etwas zu klangvolles Wort, wenn man sich dazu einen Sachsen im Muskelhemd denkt), also: Männes Männerwahn war eklig, aber er war harmlos, solange die Frau jederzeit und ohne soziales Risiko den Deppen sitzenlassen konnte. Die DDR-Frau war der westdeutschen dann immer noch um soviel Emanzipation voraus wie der DDR-Spießer dem westdeutschen hinterher. Der Neubrandenburger Rassismus war widerwärtig, aber es fehlte ihm die für den Vietnamesen mörderische Konsequenz, solange die Vopo und das Ministerium für Staatssicherheit wachten.

Nun, da sie es nicht mehr tun, erweist die häßlich-läßliche Sünde sich als Verbrechen. Mit großer Geste darauf zu verweisen, daß es in Bremen und Baden-Württemberg, Frankfurt und Hamburg genauso viele Naziwähler gibt wie in Sachsen-Anhalt, macht die Sache nur schlimmer: Daß es - bis auf ein paar klinische Fälle - so etwas überhaupt nicht mehr gäbe, ist das mindeste, was von einer vierzigjährigen antifaschistischen Erziehungsdiktatur zu verlangen war. Was aber tun die ehrlichsten Mitglieder der Partei, deren »deutscher Boden« (Honecker) für Nazis fruchtbar blieb? Was sie auf der Parteischule gelernt haben - sie »schätzen ein«:

Jeder dritte Bauarbeiter im Osten ist arbeitslos. Gleichzeitig arbeiten nicht wenige ausländische Beschäftigte auf dem Bau. Kann man es einem hiesigen Bauarbeiter verdenken, daß er die Wut kriegt, wenn er nicht zuletzt deswegen seine Arbeit verliert? ... Und doch: Der Bauarbeiter ist kein Nazi und kein Rassist. Man gewinnt ihn nicht, wenn man ihn in eine fremdenfeindliche Ecke stellt. Erfühlt sich ungerecht behandelt, zu Recht ... Was er verlangt, ist legitim, daß Parteien und Politiker seine Lage begreifen, sein Gefühl verstehen. Also seien wir die Stimme seines Protestes, und denken wir darüber nach, warum wir es nicht sind, jedenfalls nicht genug.

Soweit, in der Parteizeitung »Neues Deutschland«, die Dresdner Parteivorsitzende und Bundestagskandidatin Christine Ostrowski. Wenn aber der Bauarbeiter, der, wenn er »die Wut kriegt«, die Ausländer-raus-Partei wählt, kein Rassist ist, hat es 1930 in Deutschland keine drei Dutzend Nazis gegeben (und selbst beim Führer kann man nicht sicher sein, hatte er doch, bei Wotan, allen Grund, sich von jüdischen Kunstprofessoren ungerecht behandelt zu fühlen). Eine Überschrift, wie sie kürzlich bei Springer stand, könnte auch Ostrowskis »ND« zieren: »Duderstädter Kirche mit Hakenkreuzen beschmiert / Kein Hinweis auf rechtsradikalen Hintergrund«.

Die Marxsche Gesellschaftskritik, die sie als Mitglieder einer kommunistischen Partei geschwänzt haben, kompensieren die Genossen der PDS durch Fleißkärtchen in Sozialhelferkunde. Ihre Einsichten lassen sich in eine zusammenfassen: Wo kein Kinderhort, dort Negermord. Mehr Einfühlsamkeit war nie. Und das muß nun gewählt werden, »weil der Antikommunismus in Deutschland nicht siegen darf«. So hätten sie's gern, die trotzkistische Nationale, der Bundesgeschäftsführer, der nie Kommunist war, der Hintze und seine Ostrowski.

Warum der Ausgang der »Schicksalswahl« im Herbst von noch weniger Belang ist als der aller anderen Schicksalswahlen seit 1949, und was es mit dem segensreichen Wirken der PDS zugunsten der Vereinigungsgeschädigten auf sich hat, habe ich an dieser Stelle im April schon gesagt. Nachzutragen war, warum sich niemand ausgerechnet von den miesen Injurien Theo Waigels und den fiesen Vergleichen Pfarrer Hintzes eines Schlechteren belehren, nämlich zur Sympathie mit den Verfolgten nötigen lassen sollte.

Ihr wollt aber auch praktisch was tun? Dann sucht euch Leute zusammen, mit denen ihr in eurer Stadt, auf eurem Dorf Ausländer vor dem Mob schützt. Die Meldung, daß sich Nazis in Magdeburg nicht mehr auf die Straße traun, wäre erfreulicher als die vom Gegenteil: dem Einzug der Frau Ostrowski in den Bundestag.

Konkret 06/98, S. 10

Herrschaftszeiten

Aus dem Schwarzbuch 1

Am Beginn der Sitzung zum 50. Gründungstag der Weltgesundheitsorganisation der Vereinten Nationen (WHO) wurde der kubanische Staatschef von den Delegierten mit stehenden Ovationen begrüßt. In seiner Rede, die »brausenden Beifall« (»Frankfurter Rundschau(o fand, beklagte Castro die geringe Lebenserwartung und die hohe Sterblichkeit in den Ländern der Dritten Welt. Allein das Kindersterben übertreffe alles, was bisherige Kriege und Völkermorde geleistet hätten. 82 Prozent aller Medikamente würden von den 824 Millionen Einwohnern der entwickelten Staaten konsumiert, für 4,8 Milliarden Menschen in den Entwicklungsländern stünden nur 12 Prozent zur Verfügung. Castro: »Warum haben 800 Millionen keine gesundheitliche Versorgung? Warum sind 200 Millionen Kinder unter fünf Jahren unterernährt? Warum müssen 250 Millionen Kinder arbeiten? Warum gehen 100 Millionen nicht einmal auf eine Grundschule? Wie kann es sein, daß in einer Welt, die jährlich 30 Billionen Dollar an Waren und Dienstleistungen produziert, 1,3 Milliarden Menschen in absoluter Armut leben?« Die Frage konnten die deutschen Kommentatoren nicht beantworten. Sie brauchten auch nicht - die meisten ihrer Nachrichtenredakteure hatten Castros Auftritt nicht gemeldet.

Aus dem Schwarzbuch 2

In diesem Jahr hat die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen zum ersten Mal die jährlich von den USA eingebrachte Resolution zur Lage in Kuba abgelehnt: 14 der 53 Kommissionsmitglieder stimmten mit den USA, 19 dagegen, der Rest enthielt sich - darunter alle lateinamerikanischen Staaten außer Argentinien und EI Salvador. Mit Nein stimmten die asiatischen und afrikanischen Länder, einschließlich Südafrika. Die Resolution sollte »das tiefe Bedauern über die zahlreichen Verletzungen von Menschenrechten« in Kuba ausdrücken und die Bildung »unabhängiger Gewerkschaften« verlangen.

Klassenlos

Fünf Prozent der Haushalte in der Bundesrepublik kassieren fünfzig Prozent aller Dividenden und Zinsen.

Arbeitslos

Eine Studie im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD) hat ergeben, daß 1995 in Deutschland knapp 2,8 Millionen Menschen keine Sozialhilfe in Anspruch genommen haben, obwohl ihre Armut sie dazu berechtigt hätte. Bei diesen »verdeckt Armen« handelt es sich vor allem um Ausländer, Familien mit mehreren Kindern und Alleinerziehende. 900.000 der »verdeckt Armen« hatten einen Arbeitsplatz.

Unsere Letten

Daß mehrere Sprengstoffanschläge auf eine Synagoge im vom Bolschewismus befreiten Riga weder verhindert noch aufgeklärt werden konnten, lag möglicherweise daran, daß Lettlands Polizeichef Aldis Leiljuksis durch seine Teilnahme an einem Treffen von SS-Veteranen verhindert war, wo er zusammen mit dem lettischen Armeechef Juris Dalbinsh in der ersten Reihe mitmarschierte. Staatspräsident Guntis Ulmanis hatte Kritikern dieser Umstände zunächst vorgeworfen, sie könnten »die komplizierte Situation in Lettland in der damaligen Zeit nicht verstehen«. (Die komplizierte Situation hatte darin bestanden, daß die freiwilligen lettischen SS-Verbände ihre SS-Freunde aus Deutschland beim Totschlagen von Juden und Kommunisten noch zu übertreffen gesucht hatten.) Erst die Furcht, im neuen Kalten Krieg mit Rußland um die Verweigerung der Bürgerrechte für 500.000 in Lettland lebende Russen die Unterstützung des Westens zu verlieren, brachte Ulmanis dazu, seinen Armeechef zu entlassen und darüber die Botschafter der westlichen Staaten persönlich zu informieren.

Kritischer Dialog

Wenn es um Ausländerfeindlichkeit in den eigenen Reihen geht, wehrt das Bundeskabinett den kleinsten Anfängen. So hat der Entwicklungshilfeminister Spranger (CSU) den Vorschlag des Außenministers Kinkel (FDP), die Bundesregierung solle allen Staaten, die bei der Abschiebung ihrer Bürger aus Deutschland nicht mithelfen, die Hilfen kürzen, kritisiert. Kinkel habe sich mit ihm »nicht abgesprochen«. Inzwischen hat der FDP-Haushaltsexperte Jürgen Kroppelin den Streit geschlichtet: »Wenn die afrikanischen Staaten uns bei der Rückführung ihrer Landsleute nicht endlich mehr

entgegenkommen, werde ich die Auszahlung weiterer Zuschüsse an die Afrikanische Entwicklungsbank (AfDB) aus dem Bundeshaushalt weiter blockieren.«

Sippenhaftung

Weil ein türkisches Ehepaar, das seit dreißig Jahren in der Bundesrepublik lebt, nicht verhindert hat, daß sein 13jähriger Sohn 61 Straftaten beging, will der Münchner Kreisverwaltungsreferent Hans-Peter Uhl (CSU) die Eltern aus Deutschland abschieben. Uhl zur Illustrierten »Stern«: »Die öffentliche Zustimmung ist uns jedenfalls sicher. Bei einer Ted-Umfrage haben 98 Prozent der Bevölkerung meine Linie bestätigt.«

Petitessen

Die »Taz« dokumentiert auf diesen beiden Seiten die Begründung der RAF, warum sie sich als Organisation auflöst. Der Text ist geringfügig gekürzt.

Warum auch nicht? Beim Vergleich mit dem vollständigen Papier erweist sich die geringfügige freilich als eine Kürzung um 27 Prozent des Textes. Die erste von der »Taz« gestrichene Passage umfaßt die gesamte Begründung, warum ausgerechnet Hanns Martin Schleyer entführt und ermordet wurde - von: »Die Antisemiten, Rassisten und Völkermörder waren nicht selten die alten und neuen Täter« bis: »Die Kontinuität des Systems, die Schleyer verkörperte - in den siebziger Jahren während der Periode des sozialdemokratischen Modells -, ist ein wesentliches Moment des Aufbaus und der Entwicklung der BRD«. Der nächste Strich traf die Passage, in der die RAF für ihre Leute behauptet, sie seien »durch alle Härten und Niederlagen hindurch... im Gang der Geschichte unkorrumpierbar geblieben«. Den längsten Strich zog die »Taz«-Redaktion durch die Beschreibung der neuen Weltordnung - von: »Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus ist die Systemkonkurrenz weggefallen, womit für die Akteure des kapitalistischen Systems auch die Notwendigkeit entfallen ist, ihr System als das >bessere(erscheinen zu lassen« bis: »An die Stelle der alten >Sozialstaaten(wird beispielsweise in Europa unter der politischen und ökonomischen Hegemonie der BRD und mit der BRD als Frontstaat ein ganzer Kontinent zum Polizeistaat gemacht«, in dem es auch grüne Polizeipräsidenten gibt, die dergleichen in ihrem Blatt nicht lesen mögen.

Zivilgesellschaft

Das Bundeskriminalamt (BKA) hat im letzten Jahr 11.720 Straftaten mit rechtsextremem oder fremdenfeindlichem Hintergrund registriert - das sind rund 3.000 mehr als 1996. An der Spitze der arischen Hit-Liste liegen Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg, aber auch in Baden-Württemberg hat sich die Zahl der rechtsextremen Straftaten verdoppelt. In 791 Fällen wurden 1997 Ausländer, Linke und Obdachlose Opfer brauner Gewalttäter.

Deutsche Hauptstadt

Beim Neujahrsempfang erst hatte der sozialdemokratische Oberbürgermeister den Stadtrat von Idar-Oberstein aufgerufen, mit »lustvollem Optimismus ... visionären Träumen nachzujagen«, und schon am 18. Februar war es soweit: Fast einhellig billigten die Stadtoberen den Antrag des Kommandeurs der örtlichen Artillerieschule, ihre Kommune zur Hauptstadt zu erheben, nämlich zur »Hauptstadt der deutschen Artillerie«, und die Ortseingänge mit entsprechenden Schildern zu verzieren.

Dagegen gestimmt hatten nur die Grünen (GAL) und eine Unabhängige Liste (LUB) - zusammen drei von insgesamt vierzig Vertretern des Volkes von Idar-Oberstein. Doch auf die Nein-Stimmen der drei Volksvertreter sollte es so wenig ankommen wie auf das Ja des Rests. Denn nun meldete sich die Verbandsspitze der Edelsteinbranche zu Wort und kündigte der jungen Hauptstadt schweren Schaden an: »Wenn man weiß, daß gerade bei Diamanten und Farbedelsteinen auf dem Weltmarkt die Idar-Obersteiner Kundschaft zum allergrößten Teil jüdischer Herkunft ist, dann nimmt man hier eine Negativwerbung in Kauf«, warnte der Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer. »Idar-Oberstein - die Hauptstadt der deutschen Artillerie« hätte die Kundschaft jüdischer Herkunft allzu leicht an »München - die Hauptstadt der Bewegung« erinnern können.

Während die Stadträte ihren Beschluß noch auszusitzen gedachten, meldete sich ein vom Edelsteingewerbe alarmierter Landespolitiker, der Justizminister von Rheinland-Pfalz, Peter Caesar (FDP), mit einem Offenen Brief an Rat und Vorstand der Stadt zu Wort, unterschrieben auch vom Präsidenten der Edelsteinbörse und dem Vorsitzenden der Progemarketinggesellschaft:

Sachlich ist die Bezeichnung »Hauptstadt der deutschen Artillerie« in bezug auf Idar-Oberstein falsch. »Hauptstadt der deutschen Artillerie« ist bislang Bonn und künftig Berlin, denn Hauptstadt einer Waffengattung kann nicht der Schulstandort, sondern nur der Ort sein, in dem die politische und administrative Führung der Bundeswehr beheimatet ist. Sollte es zur Aufstellung der vom Stadtrat gewünschten Schilder kommen, befürchten wir eine dauerhafte Schädigung des

Ansehens von Idar-Oberstein. Idar-Oberstein ist die Stadt der Edelsteine und des guten Schmucks. Die Vertreter der Edelsteinindustrie bemühen sich, dieses Image in Deutschland und in aller Weit zu verbessern und ins Bewußtsein zu rücken. Idar-Oberstein zugleich als Stadt der Edelsteine und als »Hauptstadt der deutschen Artillerie« im Bewußtsein von Wirtschaft, Politik und Medien zu verankern, wird nicht funktionieren.

Weil die Formulierung »emotional unliebsame Assoziationen mit einer deutschen Militärvergangenheit« wecke, möge nach geeigneteren Mitteln Ausschau gehalten werden, um die Verbundenheit von Stadt und Militär auszudrücken.

Am 28.2. verkündete der General, daß er am 25.2. bereits seinen Antrag beim Oberbürgermeister zurückgenommen habe. Und der Genosse Bürgermeister konnte Hauptstadt-mäßig erklären: »Der General hat seinen Antrag zurückgezogen. Damit ist die Sache erledigt.« In Idar-Oberstein hatte die Zivilisation über die Demokratie gesiegt.

Werner Nees

Aberglauben

Im Oktober tritt Herr Tensin Gyatso (Künstlername: »Seine Heiligkeit der Dalai Lama«) mit seiner Okkultismus-Show im ehemaligen Militärcamp Reinsehlen (Niedersachsen) auf. Von den erwarteten 10 000 Zuschauern kassieren Seine Heiligkeit für den Eintritt pro Person 450 Mark (Arbeitslose und Studenten: 360 Mark).

Demokratie

Eine Umfrage der Demoskopen von Infratest Dimap hat ergeben, daß nur 20 Prozent der über 60jährigen Frauen den Kanzlerkandidaten der SPD für »glaubwürdig« halten. Nur 33 Prozent von ihnen finden, daß Schröder »sozialer« eingestellt sei als Kanzler Kohl. »Das wiederum erstaunt« das »Hamburger Abendblatt« »um so mehr, da der SPD-Kandidat kaum eine Gelegenheit ausläßt, seine 85jährige Mutter und deren kleine Rente zu erwähnen«. Ob alte Frauen vielleicht doch nicht ganz so verblödet sind wie deutsche Journalisten?

Zweiter Versuch

Die Dresdner Bank, das einst bei der Arisierung und Übernahme von Firmen im eroberten Ausland führende reichsdeutsche Institut, will ihr Geschäft in Europa durch Firmenzukäufe weiter ausbauen. Besonders in Belgien, den Niederlanden und Österreich will der Vorstandsvorsitzende der Bank, Bernhard Walter, noch »weiße Flecken abdecken«. Diesmal nicht mit dem braunen Band der Sympathie, sondern, auf der Höhe der Zeit: mit dem grünen.

Bilanzausgleich

Am 15. Mai 1998 starb in Los Angeles Francis Albert (genannt: Frank) Sinatra. Aber ganz und gar schlecht ist nicht einmal der Sensenmann: Am selben Tag stellte er den Fan der Apartheid und der Todesstrafe und darum früheren CSU-Bundesjustizminister Richard (genannt: Kopf-ab-) Jaeger vom Platz.

Realpolitik

Weil auch die neue »Kurzfassung« des Wahlprogramms der Grünen keine ungeteilte Zustimmung gefunden hat, soll es noch im Juni durch eine »Hitfassung« ersetzt werden. Vollständiger Wortlaut: »Piep, piep, piep, Joschka hat euch lieb.«

Die deutscheste aller Burgen

Bernhard Vogel (CDU), Ministerpräsident von Thüringen, über die Wartburg

Bruno Banani

Markennahme von Unterwäsche aus dem ostdeutschen Mittelbach

Holen deutsche Soldaten Karadzic?

Überschrift der »Bild«-Zeitung

Konkret 06/98, S. 12

Georg Fülberth

Das Gefuchtel

Was hat der Untergang des Bauerntums mit der Revolte von 1968 zu tun? Nichts. Viel

Konservative Revolution

Zunächst müssen wir ein wenig Begriffs-Reinigung betreiben. Als »Konservative Revolution« bezeichneten in der Weimarer Republik Rechts-Intellektuelle wie Ernst Jünger und Hans Zehrer die von ihnen sehr gewünschte Zerstörung der Weimarer Republik. Nachdem die Nazis das 1933 auf ihre eigene Weise gemacht hatten, benutzten die feinen Vordenker ab 1945 das Wort, um sich von diesen Verlierern zu unterscheiden.

Jürgen Kuczynski hat darauf hingewiesen, daß »Konservative Revolution« auch eine andere Bedeutung haben kann. Der Begriff bezeichnet eine politische Umwälzung, welche die Ergebnisse einer vorangegangenen sozialen Revolution stabilisiert. So deutete er das Aufbegehren seiner Landsleute gegen Erich Honecker 1989: Der Sozialismus solle durch Demokratie nicht beseitigt, sondern gefestigt werden.

Als aktuelles Urteil war das völlig falsch: Wunschdenken. Aber die historische Analogie, welche Kuczynski in diesem Zusammenhang bemühte, ist interessant: Großbritannien 1688. In der »Glorious Revolution« wurde König Jakob II. abgesetzt. Er hatte die Ergebnisse der Bürgerkriege von 1642-1646 und 1648 revidieren wollen. Seine Niederlage befestigte die vorangegangenen Umwälzungen. Diese waren ihrerseits gar nicht der Anfang gewesen. Ihnen war eine andere Revolution vorangegangen: die agrarische. Sie bestand in der Enteignung der freien Bauern und der Errichtung einer kapitalistischen Klassengesellschaft auf landwirtschaftlicher Basis mit den seitdem bekannten drei Stockwerken: Proletariat (allerdings zunächst nichtindustrielles), Kapitalisten (Pächter, »middle class«), Bezieher von Grundrente. Der Vorgang zog sich etwas hin, er reicht bis ins späte Mittelalter zurück. Parallel dazu beschaffte sich der vorindustrielle britische Kapitalismus ein koloniales Hinterland in Nordamerika.

In dieser neuen Gesellschaft, die sich über Jahrhunderte hin herausgebildet hatte, mußte allerdings auf der politischen Ebene noch ein bißchen was geklärt werden: zum Beispiel das Verhältnis von Grundrenten-Beziehern und Middle class und die Beziehungen von beiden zur Krone. Dies erfolgte nach dem Schema »Wer - Wen?« im Jahre 1688. Die Durchsetzung der Parlamentsherrschaft war einerseits eine Revolution, andererseits war diese konservativ, weil sie die Ergebnisse der vorangegangenen gesellschaftlichen Umwälzungen befestigte.

Und dies war noch lange nicht das Ende der bürgerlichen Selbstvollendung. Hundert Jahre später kam noch einmal eine Revolution dazu: die Industrielle. Weil wir uns jetzt schon an das Wort gewöhnt haben, können wir sie gleich noch einmal als eine konservative bezeichnen: Jetzt erst bekam die kapitalistische Gesellschaft, die seit ca. dem 16. Jahrhundert schon ihre spezifische Klassenstruktur hatte und seit dem 17. ihren politischen Überbau, eine eigene technologische Basis. Dadurch wurde das, was vorher passiert war, vollends unumkehrbar.

Ein bißchen viel Revolution auf einmal, werden Sie finden. Aber anders ist ein solch tiefgreifender Vorgang wie die Entstehung einer neuen Gesellschaft aus einer alten eben nicht zu kriegen. In Frankreich war es später ähnlich. Manche Beobachter sind darüber erstaunt gewesen, wie wenig sich das Land an der Basis nach den Pariser Haupt- und Staatsaktionen des Jahres 1789 vom früheren Zustand unterschied. Das ist aber kein Wunder. Denn die Bourgeoisie ist durch die Revolution nicht erst geschaffen worden. Jetzt erhielt sie Einfluß auf die Regierungsgeschäfte und die gern wahrgenommene Chance zu zusätzlicher Bereicherung, zum Beispiel nach der Enteignung des Besitzes der Geistlichkeit. Diese neue Klassenherrschaft wurde in zwei weiteren - insofern »konservativen« - Revolutionen gefestigt: 1830 und 1848. (Und gleichzeitig ging die Industrielle Revolution in Frankreich ab.) Ja, eine solche Funktion kam sogar der Kommune von 1871 zu: natürlich nicht durch ihren zeitweiligen Sieg, sondern durch ihre Niederschlagung. Nachdem die Truppen des Generals Mac Mahon ihre Metzelei abgeschlossen hatten, entfaltete sich die Belle Epoque, und für die Herrschaft der Bourgeoisie galt nun die alte Handwerker-Regel: Paßt, sitzt, wackelt und hat Luft.

Soziale Revolution

Alte Männer wissen mehr. Lesen Sie deshalb - falls Sie es noch nicht getan haben - das Buch *Zeitalter der Extreme* von Eric Hobsbawm. Es handelt vom zwanzigsten Jahrhundert, da können Sie mitreden.

Hobsbawm behauptet und beweist, daß sich in den kapitalistischen Zentren zwischen 1945 und 1990 eine soziale Revolution vollzogen habe. Barrikaden waren dafür allerdings nicht nötig. Dieser Prozeß stoppte nicht mit dem weltweiten wirtschaftlichen Umbruch nach 1973, er ist auch gegenwärtig nicht völlig abgeschlossen. Daß Hobsbawm ihn 1990 enden läßt, hat wohl einen fast schon banalen technischen Grund: Er hat sein Buch 1994 veröffentlicht und brauchte irgendein Datum, das dann eher willkürlich gewählt wurde.

Eines aber ist inzwischen wohl endgültig erledigt und kann als vollendete historische Tatsache abgehakt werden: »Der dramatischste und weitreichendste soziale Wandel in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt hat, war der Untergang des Bauerntums« (Hobsbawm).

Darauf wären Sie gewiß nicht von alleine gekommen, ich auch nicht. Aber es ist so. In einer Periode schnellen industriellen Wachstums waren die selbständigen Landwirte so umstandslos von der übrigen werktätigen Bevölkerung aufgesaugt worden, daß man ihr Verschwinden zunächst gar nicht so recht bemerkte.

»Beinahe so dramatisch wie Niedergang und Untergang des Bauernstandes, aber mit noch größeren globalen Auswirkungen, war der gewaltige Zuwachs an Berufen, die Mittel- und Hochschulausbildung erfordern« (wieder Hobsbawm). Hier geht es um die Intelligenz. Sie hat sich in recht kurzer Frist sowohl in absoluten Zahlen wie prozentual - also ihren Anteil an den Gesamtbevölkerungen - multipliziert, und zwar nicht nur in den Zentren, sondern weltweit. Ihr rasches Anwachsen veränderte ihre Rekrutierungsbasis: Abi und Studieren ist nicht mehr ausschließlich den Herren Söhnen aus den Oberschichten vorbehalten, und mit einiger Verzögerung kamen klassenübergreifend auch junge Frauen dazu.

Die Ausweitung der Intelligenz hat Ursachen in der materiellen Produktion und Rückwirkungen auf diese. Gestiegene Arbeitsproduktivität ist Resultat der Arbeit von Naturwissenschaftlern und Technikern, macht Leute in den Fabriken überflüssig, läßt den Dienstleistungs- und Reproduktions-Bereich anschwellen - und auch dieser akademisiert sich.

Mit der Ausweitung der Intelligenz zur Massenschicht veränderte sich Zusammensetzung und gesellschaftliche Stellung der Blue-collar-Arbeiterklasse. In einigen Handwerksberufen haben Abiturienten seit langem schon bessere Chancen als Hauptschüler, manche Absolventen von Gymnasien erwerben einen Gesellenbrief, bevor sie studieren, einige wenige machen das sogar noch nach dem Diplom. Unabhängig davon wollen Industriesoziologen in Großbetrieben eine neue »Produktionsintelligenz« entdeckt haben: Handarbeiter mit hoher technologischer Qualifikation und weitreichender Entscheidungsautonomie in der Arbeitsvorbereitung und Fertigung. Große Teile der Arbeiterklasse sind vor allem Kopfarbeiter. Vielen kommt es aber so vor, als seien sie die Dummen, nämlich dann, wenn ihnen Abiturienten und Realschüler Lehrstellen weggeschnappt haben, wenn ihre Kinder sofort nach der Hauptschule arbeitslos sind und sie selbst mit Mitte fünfzig in die Dauerarbeitslosigkeit und danach in die Frührente geschickt werden. Die Klasse ist segmentiert, auch national. Politisch ist sie eher nach rechts gerutscht, vor allem aber immobil geworden. Ihr enormer materieller Aufstieg zwischen den fünfziger und siebziger Jahren - höhere Reallöhne, kürzere Arbeitszeiten - gehört ebenfalls zu jener merkwürdigen sozialen Revolution des Westens. Jetzt wird einiges davon wieder weggenommen. Viele Handarbeiter kommen sich geneppt vor - nicht von ihren Kapitalisten, sondern von jenen Intellektuellen, die auf so merkwürdige Weise überall das Sagen zu haben scheinen.

Eine eigentümliche Klasse, dieses Proletariat, welches nicht mehr so heißt. Ökonomisch hat sie nichts von ihrer Bedeutung verloren. Ohne sie läuft da gar nichts. Auch kämpfen kann sie noch, nicht nur in Frankreich und Dänemark. Zugleich hat sich die Gesellschaft über die Medien darüber verständigt, es gebe sie nicht mehr. Diejenigen, über welche so geredet wird, hören sich das an (oder auch nicht) und nehmen es hin.

Winkelement sehr am Rande

Was, so fragen Sie, hat dies alles mit der Studentenbewegung und dem Tollen Jahr 1968 zu tun?

Einerseits nichts, andererseits viel. Das ist nicht ganz so schwer zu erklären wie die Sache mit Ei und Henne. Nämlich: Erst begann jene eben beschriebene gesellschaftliche Grundbewegung, dann die Studentenrevolte, die nicht ihre Ursache, sondern ihr zeitweiliger Begleitumstand gewesen ist, welcher von derselben Entwicklung, die ihn hervorbrachte, dann hinter sich gelassen wurde. Es ist 1968 wohl nur etwas sichtbar geworden, was teils schon längst passiert, teils noch unaufhaltsam im Gange war. Die Universitätshochhäuser in Bochum und anderswo sind längst geplant, finanziert und gebaut worden, ehe man etwas von Ohnesorg und Dutschke gehört hatte.

Ende der sechziger Jahre aber schien dann die Situation eingetreten zu sein, vor welcher der Ökonom Joseph A. Schumpeter schon 1942 gewarnt hatte. Er sah den von ihm nach wie vor geschätzten Kapitalismus am Ende. Hierfür nannte er mehrere Gründe. Einer war der wachsende Einfluß einer von ihm für verantwortungslos gehaltenen Intelligenz. 1968 hätte er sich, wäre er noch am Leben gewesen, bestätigt gesehen.

Die Frage, weshalb die revoltierenden Studenten sich ausgerechnet zum Sozialismus bekannten, ist letztlich nicht zu beantworten. Soweit die mündlichen und schriftlichen Äußerungen der Aufständischen überliefert sind, geben sie keinen Aufschluß. Da wird alles vorausgesetzt und nichts ausreichend begründet. Auch die meisten Bücher, auf welche sie sich zuweilen beriefen, legt man heute recht enttäuscht aus der Hand. Stark sind sie häufig nur auf kulturkritischem Gebiet. Die Ökonomen Baran/Sweezy und Mandel wurden von einer Minderheit pflichtschuldig gelesen, weil man eine nachträgliche Rechtfertigung für das, was zu tun man ohnehin entschlossen war, suchte. Häufig wurde die letzte Seite auch nicht erreicht. Das Kapital ist erst studiert worden, nachdem die größte Aufregung sich gelegt hatte. Beliebt war in einigen SDS-Gruppen

plötzlich auch Literatur zur Geschichte der Arbeiterbewegung - sofern das nicht als schon überholt (»traditionalistisch«) galt.

Als Mobilisierungsgründe wurden außerdem genannt: Vietnam, Kuba, China. Marcuse erklärte, was das mit der eigenen Situation zu tun hatte. Die kannte man natürlich schon, aber sie reichte offensichtlich zur Legitimation politischen Handelns nicht völlig aus.

So liegt bis heute ein undurchdringliches Geheimnis über jener Entscheidung für den Sozialismus. Vielleicht war es doch nur das Geräusch, welches entsteht, wenn eine plötzlich stark angewachsene Gruppe die Plätze einnimmt, auf denen bisher - zumal auf vorerst zu engem Raum - andere gewesen sind. Die waren bürgerlich, konservativ, faschistisch, alt. So lag es nahe, sich selbst als antikapitalistisch und antifaschistisch wahrzunehmen, weil man ja selber jung war.

Schumpeter hat sich im übrigen geirrt. Die von ihm als nur zersetzend beschriebenen Intellektuellen fanden sich durchaus in einem Kapitalismus zurecht, der für sie noch allemal breit und einladend genug war. So entstand Verantwortung. Dies gilt übrigens auch für die Nachgeborenen, selbst wenn sie die Lehrstühle und Redaktionen noch von den Damen und Herren Eltern blockiert vorfinden. Sie sind dann eben nicht rebellisch, sondern besonnen und höflich.

Weit davon entfernt, die »Zerstörung der schützenden Schichten« des Kapitalismus durch »wachsende Feindseligkeit« (Schumpeter) zu betreiben, lassen sich Intellektuelle jetzt in soziologischen Essays als jenes Ferment darstellen, das in erster Linie eine »reflexive Modernisierung« (oder wie das heißt) garantiert. Sie haben es nicht mehr nötig, sich *theoretisch* auf Machtfaktoren außerhalb - das Proletariat oder einen Principe - zu beziehen, sie sind selbst wer: eine Massenschicht. *(Praktisch* schielen sie aber immer noch nach anderer Leute Macht. Zum Beispiel mögen sie Sponsoren. Einer spielt den Denkclown im Troß von Gerhard Schröder und meint, er sei so klug wie der Narr bei Shakespeare.)

Das für die zwanziger Jahre typische, von Nietzsche besoffen gemachte entwurzelte »geistige Proletariat« - der Typus Joseph Goebbels - ist jetzt, gerade aufgrund der Erfolge der späten Revolte, heimgeholt. Im Vergleich zu diesen Nachfahren sind die entfremdeten »Normalos« (Tomayer), die in Kopenhagen, Paris oder bei UPS wegen Urlaub, Lohn und Rente etwas losmachen, zwar keine Revolutionäre, aber doch ein etwas erfreulicherer Anblick. Ende 1995 hat sich der Soziologe Pierre Bourdieu wegen seiner Berufsgenossen, welche Proleten-Forderungen als anti-zivilgesellschaftlich denunzierten, so geschämt, daß er sich vor streikenden Metro-Leuten nachgerade für sie entschuldigte. Eine Revolte, an deren Ende derlei passiert, wird man wohl noch einmal als eine konservative - na ja: - Revolution bezeichnen dürfen.

Weltgeschichte ist zuweilen mit Aufregung verbunden. 1649 wurde in London ein König geköpft und 1793 in Paris noch einer. 1968 waren rote Fahnen zu sehen. Im Vergleich zu den tiefergehenden Prozessen, von denen solche Events hervorgebracht wurden, sind sie aber doch wohl nur Winkelemente am Straßenrand einer Sozialgeschichte der langen Dauer, Longue durée. Daß es die gibt, hat ein anderer alter Mann entdeckt, der Franzose Fernand Braudel. Das lassen wir aber für heute.

Konkret 06/98, S. 14

Gerhard Scheit

Lauter blinde Flecken

Die Frankfurter Schule hat auf die Apo viel weniger Einfluß gehabt, als die 68er-Mythologen glauben. Nur Hans-Jürgen Krahl hat aus der Kritischen Theorie Schlüsse gezogen, die, wären sie politische Praxis geworden, den Umschlag der Studentenbewegung in eine nationalistische und antisemitische Veranstaltung vielleicht verhindert hatten

Gefragt, was denn die Studentenbewegung 67ff. eigentlich war, antwortet der ehemals Bewegte mit der Aufzählung verschiedenster Über- und Verwerfungen: gegen den Vietnam-Krieg, gegen die Springer-Presse, gegen die eigenen Väter .. ; dazu macht er eine Bewegung mit den Armen, um die einstige Demonstrationskette zu beschwören (von Unbedarften leicht als Einladung zum Schunkeln mißzuverstehen). Es sind Verwerfungen, die er heute nicht mehr auf den Begriff zu bringen vermag - und die Bewegung mit den Armen erscheint als hilfloser Versuch, diesen Zusammenhang doch noch herzustellen. Damals hatte er zumindest noch eine Ahnung davon: Wir sind gegen das *Ganze - denn* dieses Ganze ist das Unwahre.

Dieses »Wir« war erstaunlich selbstreflexiv. Rudi Dutschke sprach von »Zwischenlage« und »temporärer Subversiv-Stellung«: Der Autorität des Vaters entronnen, sei der Student noch nicht in die abstrakte Autorität der Gesellschaft integriert; den steigenden Wachstumsraten der Nachkriegszeit entwachsen, reflektiere die Studentenbewegung bereits das nahende Ende des Wirtschaftswunders. Das Bedürfnis, die eigene Lage und die Voraussetzungen der eigenen Kritik zu begreifen, welches nicht zuletzt auch das Interesse an der Psychoanalyse speiste, ist offenkundig durch die Frankfurter Schule geweckt worden: Sie war die Flaschenpost aus der Zeit, als die Weltrevolution scheiterte und die deutsche Revolution siegte, aus der Zeit, als die Arbeiterklasse im nationalsozialistischem Staat aufging und die Juden vernichtet wurden. Aber die Studenten konnten den fremden und eigenartig verschlüsselten Text dieser Flaschenpost kaum verstehen und rätselten über seine Bedeutung. Aus diesem Herumrätseln entwickelten sie schließlich ihre eigenen Theorien.

Staunen und Selbstreflexion währten allerdings nur kurze Zeit. Die Texte von Hans-Jürgen Krahl, die ein Jahr nach seinem Unfalltod 1970, unter dem Titel *Konstitution und Klassenkampf* publiziert worden sind, lassen diese kurze Phase vollends als bloßen Augenblick der Studentenbewegung erscheinen. Genau zwischen dem situationistisch motivierten Aktivismus der Subversiven Aktion und der stalinistisch inspirierten Versteinerung der K-Gruppen stehend, hat Krahl in hastigen Zügen - es handelt sich um Programmentwürfe, Seminararbeiten, Reden, Schulungsmaterial - Fragen aufgeworfen, die heute unter dem ideologischen Schutt der siebziger und achtziger Jahre erst wieder freigelegt werden müssen.

Sie vor allem lassen erkennen, daß auch die vielbeschworene Identifikation mit der Arbeiterklasse und den »kämpfenden Völkern« der Dritten Welt so ungebrochen nicht war. Die Ahnung, am Ende des Wirtschaftswunders zu stehen, führte jedenfalls nicht automatisch zur Gewißheit von der Wiedergeburt der revolutionären Arbeiterklasse. Die 68er haben die Organisationsstrukturen der Arbeiterbewegung nicht nachgeahmt, sondern ironisch-distanziert betrachtet oder historisiert: Die Palette reichte von den mehr oder minder tiefgründigen Provokationen der Subversiven Aktion (Böckelmann, Kunzelmann etc.) - »Der Sinn der Organisation ist ihr Scheitern« - bis zu differenzierten Analysen des leninistischen Parteitypus. Dessen Struktur leitete etwa Krahl aus der ursprünglichen Akkumulation ab: Der sowjetische Staat stelle »eine komplementäre Antwort auf die Notwendigkeit des absolutistischen Zwangsstaats dar, insofern es auch in jenem um die Herausbildung von Leistungsdisziplin geht«. Von hier aus kritisierte Krahl die Ontologisierung des Politischen, wie sie Lenin und Lukács betrieben hatten - ihr »entspricht in der nachrevolutionären Sowjetunion die terroristische Konsolidierung der Staatsgewalt und ihre nachstalinistische Liberalisierung: Statt des zur Verwirklichung des Vereins freier Menschen notwendigen Absterbens des Staates führt sie zum Verzicht auf das Absterben der Warenform des Produktes und der Geldform der Ware ... und der damit im Bewußtsein der Menschen als unveränderbar, d. i. als verdinglicht sich darstellenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die durch repressive Moral und Rechtsinstanzen ergänzt werden. An die Stelle der rätedemokratisch organisierten Assoziation freier Menschen tritt der >integrale Etatismus<.« Darum war für Krahl auch die zeitgenössische Reformbewegung des Prager Frühlings »selbst noch von der stalinistischen Verselbständigung der Staatsmaschinerie affiziert, von der sie sich befreien will ... Die Reform in der CSSR stülpte der verstaatlichten Produktion einen liberalen und demokratischen Überbau auf ... unverstanden bleibt, daß der Kommunismus nach Marx und Engels auf die >Produktion der Verkehrsform selbst< zielt, in der das wertsubstantielle Produktionsverhältnis abstrakter Arbeit, das die privatarbeitenden Produzenten gegeneinander isoliert, auf dem Wege revolutionär erkämpfter Vergesellschaftung zugrunde geht.«

Die Wertkritik, die sich bei Adorno geradezu aphoristisch eingekapselt in der Kant- und Hegel-Lektüre oder in ästhetischen Untersuchungen verschiedenster Art fand, wurde von Adorno-Schülern wie Krahl oder auch Hans-Georg Backhaus entfaltet und gab den Anstoß zu einer neuen, begrifflich genauen Marx-Lektüre: »Adornos mikrologische Darstellungskraft«, so Krahl selbst über seinen Lehrer, »förderte aus der Dialektik von Warenproduktion und Tauschverkehr die verschüttete emanzipative Dimension der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie zutage, deren

Selbstbewußtsein ... den marxistischen Wirtschaftstheoretikern der Gegenwart zumeist verlorengegangen ist. Adornos wesenslogische Reflexion auf die Kategorien der Verdinglichung und Fetischisierung, der Mystifikation und zweiten Natur, überlieferte das Emanzipationsbewußtsein des westlichen Marxismus der zwanziger und dreißiger Jahre, Korschs und Lukács', Horkheimers und Marcuses, wie er sich in Opposition zum offiziellen Sowjetmarxismus ausbildete.« Der verschwiegene Fluchtpunkt von Adornos negativer Dialektik wurde nun zur Zentralperspektive der Gesellschaftskritik gemacht: »Der Wert«, so Krahl, »ist das Absolute, weil im Wertbegriff abstrahiert ist vom konkret arbeitenden Subjekt und vom konkret bearbeiteten Objekt.« Mit dem Wert als »daseiender Fiktion« ist die »Kategorie der abstrakten Arbeit als die Basiskategorie der bürgerlichen Gesellschaft« gesetzt. »Die Bewegung des Kapitals vollzieht sich in der Zeit, und doch ist sie eine Bewegung, die immer nur das Identische, nämlich den Tauschwert und den Mehrwert als Identitätskategorien hervortreibt. Diese Bewegung ist geschichtslose Geschichte.«

Wie aber aus dieser geschichtslosen Geschichte ausbrechen, wenn der Totalitätsbegriff nichts anderes als den Zwangszusammenhang der abstrakten Arbeit reflektiert; wenn die eigenen Begriffe mit jenen realen Abstraktionen identisch sind, die es zu bekämpfen gilt? Es war die Praxis, die zum Lösungsmittel jedes Problems, zur Befreierin aus den Nöten der Kritik werden sollte: »Aus dieser Bewußtseinsimmanenz ist Marx zufolge nur herauszukommen, wenn gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen werden, in denen Kategorien wie der Wert nicht mehr herrschen, wenn sich die Abstraktionsstruktur des Denkens selber verändert.«

Doch Krahl war konsequent genug zu erkennen, daß eben jenes Problem in der Praxis wiederkehrt: Wenn der Leninsche Parteitypus nur das Spiegelbild des absolutistischen Staats war, welche Organisation entspricht dann den Bedingungen des Spätkapitalismus und überwindet sie zugleich? Und er übernahm auch hier nicht die Antworten des Marxismus, sondern die Fragen - etwa von Lukács: »Wie kann das Reich der Freiheit in einer kommunistischen und durchaus autoritären Organisationsform antizipiert werden? ... Für uns im SDS stellt sich z. B. die Frage, wie ist es möglich, eine Organisationsform herauszubilden, die unter den Bedingungen des Zwanges und der Gewalt sowohl autonome Individuen herausbildet, als auch solche, die zu einer bestimmten disziplinären Unterordnung unter die Erfordernisse des Kampfes und unter die Bedingungen des Zwanges fähig sind. Dieses Problem ist völlig ungelöst.«

Gelöst schien allerdings - für Krahl wie für Dutschke - das Fortschrittsproblem: Gewalt und Zwang seien mittlerweile nur noch dazu da, eine historisch überholte Ordnung am Leben zu erhalten, da doch der Kapitalismus sich gewissermaßen selbst überflüssig gemacht habe - kraft des Wertgesetzes, das sich in Gestalt des stets wachsenden Teils des konstanten gegenüber dem variablen Kapital durchsetzt: »Die repressive Verinnerlichung von Surplus-Normen in der spätkapitalistischen Gesellschaft ist geschichtlich überflüssig; Abschaffbarkeit der Arbeit ist aus der Dimension der Utopie in den Bereich der objektiven Möglichkeit gerückt.« Deshalb bedürfe der Staat des Spätkapitalismus der Gewalt und der »Manipulation« - und die Studenten können sich, so Dutschke und Krahl, als »revolutionäre Bewußtseinsgruppen« begreifen, »die auf der Grundlage ihrer spezifischen Stellung im Institutionswesen eine Ebene von aufklärenden Gegensignalen durch sinnlich manifeste Aktion produzieren könnten«. Durch irreguläre Aktionen könne den passiven und leidenden Massen »die abstrakte Gewalt des Systems zur sinnlichen Gewißheit werden«.

Der Manipulationsbegriff beruhte auf dem falschen Fortschrittsbegriff: Wenn der Staat wieder autoritär wurde und immer »manipulativer«, so sah man darin doch nur ein bloßes Rückzugsgefecht, da das Wertgesetz eben von selbst und ganz allein die Notwendigkeit der Disziplinierung aufhebe. »Noch werden die Menschen durch ein System von Konzessionen bei der Stange gehalten« (Dutschke). Doch schon stehen die Bewußtseinsgruppen bereit, sie aufzuklären - darüber, daß die Arbeit nicht mehr nötig sei und daß das Kapital ohnehin keine Gebrauchswerte mehr produziere. Im selben Maß, in dem die Staatsgewalt in ihren Reaktionen auf die einfachen Gegensignale und die einfallsreichen sinnlich erfahrbaren Aktionen manifest wurde, dabei aber - entgegen den Erwartungen - die Menschen nur um so fester an sich band, steigerten sich die Gegensignale zur sinnlichen Erfahrbarkeit terroristischer Aktionen.

Bei dieser Steigerung aber erledigten die militanten Gruppen nun auch im Handstreich alle für Krahl noch ungelösten Probleme: Dessen Kritik am Leninschen Parteitypus wurde fallengelassen, man lauschte nur mehr den Worten des großen Vorsitzenden. So gesehen verknüpfte die RAF den schlechten Fortschritts- und Manipulationsbegriff der antiautoritären Phase mit dem schlechten autoritären Parteibegriff des traditionalistischen Flügels des SDS, der K-Gruppen und der DKP. Allein die neuformierte Frauenbewegung bewahrte - zwischen allen Fronten stehend - etwas vom subversiven Geist. Vor dem unreflektierten Rückgriff auf Lenin und der Kostümierung der »Bewußtseinsgruppen« als Arbeiterparteien und Volksfrontorganisationen hatte Krahl übrigens ausdrücklich gewarnt: Der SDS gerate in »Gefahr, sich blindlings in einer verschwiegenen Orthodoxie zu verstricken und in eine undurchschaute Tradition des verzerrten Klassenkampfs zurückzufallen«. Der »Versuch, die Revolution mit den überlieferten Kategorien des Klassenkampfs zu artikulieren«, drohe »die Prinzipien der revolutionären Emanzipation zu ersticken«. In Maos Lehren, die da bereits als Fetisch verehrt wurden, erkannte Krahl den verdinglichten sowjetischen Marxismus wieder und versuchte, »die Projektion der Theorie Maos in die westeuropäischen Köpfe derjenigen, die sich M-L nennen«, zu verhindern. Die frischgebackenen Marxisten-Leninisten nannte er treffend »kontemplative Dogmatiker«, »denen die allgemeinen Sätze Maos den Zugang zur Erkenntnis ihrer

kapitalistischen Umwelt verstellen«, wobei der »geschlossene Kanon systematischer Sätze« der »streng disziplinierten Organisation« entspreche.

Krahl hat den blinden Fleck, der für die Versteinerung der Linken ebenso wie für jenen falschen Fortschritts- und Manipulationsbegriff die Voraussetzung bildete, förmlich umkreist - und zwar in direkter Auseinandersetzung mit seinem Lehrer. Im Gegensatz zu der in der bundesdeutschen Linken gängigen Gleichsetzung von Auschwitz mit allen Übeln »imperialistischer« Herrschaft, fand er sich hier in einem wirklichen Dilemma: Einerseits sah Krahl den Zusammenhang zwischen der Faschismus-Erfahrung und der negativen Ontologie im Denken Adornos und ahnte, daß der Nationalsozialismus die Entfaltung des »Totalitätsbegriffs« als negativer Kategorie unumgänglich werden ließ; andererseits versuchte er, diesen Ursprung der negativen Dialektik aus dem eigenen Denken zu verbannen und behauptete - wie um sich vor einem Gedanken zu schützen -, daß »die Erfahrung des Faschismus auch Erkenntnisgrenzen gesetzt« hätte, die von der Studentenbewegung nun leichten Fußes überschritten werden könnten. Mit andern Worten: Krahl versuchte, Auschwitz geschichtsphilosophisch auszuklammern, indem er es zum schlechthin Zufälligen erklärte, »insofern zwar der Faschismus insgesamt aus den ökonomischen Naturkatastrophen der kapitalistischen Entwicklung erklärbar ist, aber Auschwitz nicht aus der kapitalistischen Akkumulation erklärbar ist. Ich glaube, daß sich das gewissermaßen selbst noch der logischen Unvernunft des kapitalistischen Geschichtsverlaufs widersetzt hat: Auschwitz ist der Begriff von Kontingenz, den Adorno in den Geschichtsverlauf eingeführt hat, Kontingenz selbst noch gegenüber der politischen Ökonomie.«

Diese Erkenntnisschranke, diese Kontingenz mußte Krahl behaupten, um am Fortschrittsgedanken, an der absoluten historischen Notwendigkeit, festhalten zu können. Der ewige Vorwurf, der Adorno gemacht wurde, daß er vor der Praxis zurückschrecke, hatte hier allerdings seine Legitimation verloren. Adornos Skepsis ist berechtigt, solange die zur Praxis Entschlossenen gewillt sind, ihre Vorstellung von Fortschritt und Politik gegenüber Auschwitz abzuschirmen, indem sie es entweder jenseits der politischen Ökonomie oder als beliebige Metapher für Imperialismus entsorgen. Die Skepsis nämlich gründet auf der vernünftigsten Angst, die sich denken läßt: Angst vor den Deutschen - vor einem Staat, der sich erneut in einen deutschen Volksstaat verwandeln kann.

Das war das eigentliche Problem der bundesdeutschen Studentenbewegung und ihrer Beziehung zur Frankfurter Schule - nicht der von Habermas bereits aus liberaler Perspektive gemachte Vorwurf des »Linksfaschismus«. Dieser blinde Fleck, der in der antizionistischen Wende nach dem Sechs-Tage-Krieg bereits antisemitische Konturen gewann, mußte auch Jean Améry zutiefst beunruhigen, der sich darum auf Habermas' Seite schlug. Freilich hat auch Adorno selbst einiges dazu beigetragen, das Problem zu verwässern: Er hat seine Scheu vor der Praxis - wohl in Rücksicht auf seinen gesellschaftlichen Status in Deutschland - kaum je konkret begründet und umgekehrt Auschwitz des öfteren als eine Art Gleichnis - etwa für Vietnam - verwendet.

Im Unterschied zu Krahl und zum Frankfurter SDS orientierte sich Dutschke von Anfang an weniger an Adorno und Horkheimer als an Bloch und Marcuse, für die - wie Jürgen Elsässer jüngst in der »Jungle World« (17/98) richtig schrieb - »die Analyse des Nationalsozialismus und seiner Hinterlassenschaft nur eine marginale Rolle spielte«. Einem von Blochs Prinzip Hoffnung dynamisierten DDR-Nationalismus entsprach Dutschkes Auffassung, daß es »um gerechtere Formen menschlichen Zusammenlebens in Deutschland« gehe; er forderte 1968 in Deutschland die »Herrschaft des Volkes« statt der herrschenden »Großen Koalition der Parasiten und Blutegel« und übersetzte Manipulation auch einmal mit »Volksverhetzung«. Schon damals träumte er - ähnlich wie Wolfgang Harich ein Jahrzehnt davor - von der »zukünftigen Wiedervereinigung Deutschlands« auf der Basis einer erneuerten Rätedemokratie.

Das deprimierendste Sinnbild der deutschen Linken bot Dutschke, als er nach dem Attentat seinem Attentäter verzeihend gegenübertreten wollte: »Warum wurdest Du und wirst Du und mit Dir die abhängigen Massen unseres Volkes ausgebeutet ... ? ... Die wenigen Tage der deutschen Revolution von 1918 haben den Massen den 8 Stunden-Tag erkämpft - 50 Jahre später muß unser ganzes Volk, um sich erhalten zu können, genauso sich quälen wie eh und je ... « Das Opfer fühlte sich später auch offiziell in den Täter ein: Dutschke sprach 1974 in KONKRET von »sozialistischem Rückschritt«, wenn die DDR den Begriff der deutschen Nation aus der Verfassung eliminiere. »Unsere bisherige deutsche Tragödie ... liegt gerade darin, daß wir uns von)oben< oder von den >anderen< haben bestimmen lassen. Der Begriff der Selbstbestimmung ist bei uns noch immer auf einem unterentwickelt gehaltenen Niveau. Deshalb ist eine befreiende und nicht mehr reaktionär verklärende Identitätsfindung mit unserem Land bisher besonders schwer gewesen.« Dabei entsprach Dutschkes Entwicklung ganz dem linken Mainstream nach 68 - von den K-Gruppen bis zur DKP, von den letzten linken Sozialdemokraten bis zu den ersten Grünen. In der Erklärung des ZK der KPD/ML zur nationalen Frage »Deutschland dem deutschen Volk« von 1974 hieß es beispielsweise: »Wir schöpfen aus der psychischen Wesensart des deutschen Volkes, wir schöpfen aus seinem Arbeitsfleiß und seinem Ordnungssinn, aus seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Genie, das unser Volk so oft bewiesen hat und das den Ruhm der deutschen Nation begründet ... «

Was als blinder Fleck in der antiautoritären Phase der Studentenbewegung begonnen hatte, wuchs sich in den siebziger Jahren zu einem monströsen nationalen und antisemitischen Wahngebilde der Linken aus. Dahinter stand wohl eine verschwiegene Anpassung an den Nachsommer des Sozialstaats, das Bedürfnis zumindest, den Reichtum, der durch das

»Wirtschaftswunder« im nationalstaatlichen Rahmen akkumuliert worden war, neu und gerechter zu verteilen. Die RAF und andere Organisationen, die sich unmittelbar mit gewaltsamen Aktionen gegen diesen Staat wandten, organisierten einen Ausbruchsversuch aus diesem Anpassungsprozeß, der aber dessen ideologischen Grundlagen kaum etwas entgegensetzen konnte. Er wirkte darum vor allem als ein völlig abstrakt gewordenes Symbol von Widerstand, in das jeder Sympathisierende seine individuellen Befreiungssehnsüchte hineinphantasieren konnte. »Dem Volke dienen«, forderte auch die RAF - und dies nach dem Attentat auf die israelischen Sportler bei den Olympischen Spielen 1972 in München. Ulrike Meinhof betonte zwar die Distanz zum »nationalen Befreiungskampf« und zum »Sozialismus in einem Land«, indem sie jedoch den Nationalstaat zu einer »durch nichts mehr gedeckten Fiktion« erklärte, erhielt ihre eigene Fiktion des Volks geradezu metaphysische Bedeutung. Proletariat und Ausbeuter, Volk und Bullenherrschaft stehen sich darin schroff gegenüber wie sonst nur Licht und Nacht im Manichäismus oder bei Mao; kein Gedanke wird mehr dem geschenkt, was sie verbindet: Kapitalverhältnis und nationales Bewußtsein. (Noch die jüngste Erklärung, worin die RAF ihre Auflösung bekannt gibt, zeigt das ganze Unvermögen, die Dimensionen von Nationalismus und Antisemitismus in Deutschland zu begreifen und als Dimensionen des Kapitalverhältnisses zu kritisieren. Mit der Regression des Bewußtseins hängt wohl auch der infantile Stil des Textes zusammen.)

Wer sich aber heute, belehrt vom nationalen Aufschwung nach 1989, des einstmals Ausgeblendeten bewußt wird, vermag die Fragestellungen des avanciertesten Denkens der Studentenbewegung neu aufzuwerfen -jenseits von Mao-Wahn und Habermas'scher Kommunikation: Ist die Abschaffung der Arbeit auch in den Bereich des objektiv Möglichen gerückt, so bedeutet dies keineswegs, daß die Verinnerlichung des Werts nur noch durch die Gewalt des Staates erzwungen und mittels Manipulation erschwindelt würde. Sie hat lediglich manche der alten repressiven Formen abgestreift und einen stärker subjektiven, freiwilligen, selbstbestimmten Charakter angenommen. Die Disziplinierung durch den Staat kann immer deutlicher durch subjektive Motivation seis ergänzt, seis ersetzt werden; das Subjekt begreift es - beinahe ohne Zwang und Disziplinierung, die nur im Notfall einschreiten - als sein innerstes Bedürfnis, die Normen des Kapitals zu erfüllen. Je weiter es aber zwangsläufig von der Erfüllung dieser Normen sich entfernt - oder auch entfernt wird -, desto mehr kompensiert es diesen Wertverlust mit nationaler Identität, die nun ebenfalls deutlich subjektivere Züge erhält (statt uniformierter SA treten unkonventionelle Skins in Aktion, statt einheitlicher nationalsozialistischer Weltanschauung bastelt sich jeder selber seinen nationalen rassistischen Wahn). Die gewachsenen Möglichkeiten, Arbeit abzuschaffen, bedeuten also, solange der Staat weiterbesteht, stets wachsende Möglichkeiten nationaler Barbarei. Ist das etwa kein Grund, das Ganze wieder als das Unwahre zu begreifen?

Konkret 06/98, S. 18

Oliver Tolmein

Der Muff von 30 Jahren

Über einen Versuch, den Fall der 68er noch Aktenlage zu entscheiden

»Mehr ist dazu eigentlich nicht zu sagen«

Helmut Heißenbüttel, Vaterherbst

»Darüber wäre wohl viel noch zu sagen«

Helmut Heißenbüttel, Selbstzerstörerherbst

Jahre sind schon was Beeindruckendes: Sie haben meist 365 Tage, an denen jeweils geradeso viel passiert, daß es eine Tageszeitung, alle sieben Tage eine Wochenzeitung, monatlich eine Monatszeitschrift und am Jahresende eine Chronik füllt; alle zehn Jahre ist ein Jahrzehnt vorbei, was in der Regel dazu einlädt, Bilanz zu ziehen; und jedes halbe Jahrhundert empfiehlt sich ein ordentliches Gedenken. Wenn man damit Geld verdienen will oder aus sonstwie wichtigem Anlaß, kann das Gedenken aber auch vorgezogen werden. Ein wichtiger Anlaß kann z. B. sein, daß andere sonst schneller gedenken oder daß diejenigen, die gedenken wollen, später einfach zu alt sein würden.

Die 68er z. B. sind heute schon nicht mehr ganz taufrisch. Zeit bis zum Jahr 2018 haben sie also nicht. Daher feiern sie vorzeitig. Und zum Feiern haben sie allen Grund. Schon 1986 hatten ein paar 68er mit Sinn für Zahlen- und sonstige Dreher der Republik ein »Prima Klima« attestiert und in langen Debatten, die sie ironisch, aber nicht zu Unrecht, als »gnadenlose Generaldebatte« verstanden wissen wollten, das Heil der Deutschen irgendwo zwischen Rot und Grün, zwischen Ökonomie und Ökologie mit einem Touch Gewerkschaft verortet und in greifbarer Nähe gewähnt. Die Dokumentation des Treffens, schmucklos »Protokolle« untertitelt, geriet sprachlich etwas unbeholfen, zeichnete sich dafür aber durch den Hang zur vollständigen Erfassung jeder Äußerung aus: »Podium: Ursel, ich würde ja auch schrecklich gern selber diskutieren, aber ich ... nein! ... Also, Ursel, bitte noch eine Minute (starker Beifall). Jaaa.«

Wolfgang Kraushaar, Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung, knüpft jetzt, zwölf Jahre später und ungleich besser ausgestattet, an diese Tradition der Detailversessenheit an. Aus seiner dreibändigen, knapp 1.800 Seiten starken Archivaliensammlung *Frankfurter Schule und Studentenprotest* (Verlag Rogner & Bernhard) erfahren wir nicht nur, mit welchem Satz der Soziologiedoktorand Manfred Clemenz seine am 20. April 1968 in der »Frankfurter Rundschau« veröffentlichte Rezension von Adornos *Negativer Dialektik* beschloß, wir erfahren auch, was Dieter E. Zimmer in der »Zeit«-Ausgabe zur Frankfurter Buchmesse 1968 über den Zusammenhang von »offener Messe« und »offener Gesellschaft« dachte und was für einen Sachschaden der Wärmestau in einer Stehlampe in Daniel Cohn-Bendits Wohnung in der Wilhelm-Busch-Straße verursacht hat. Wer allerdings präzise Informationen über das Programm der 1. Internationalen Essener Song-Tage vom 25. bis 29. September 1968 sucht, wird von Kraushaar, der den Zusammenhang von Popkultur und Kritischer Theorie anscheinend nicht sieht, enttäuscht.

Nun ist im Piper Verlag, parallel zu Kraushaars Chronik, eine weitere Kompilation dieses Zeitzeugen speziell zum aufgeregten Jahr 1968 erschienen - Ergebnis eines neuerlichen Durchgangs durch offenbar unerschöpfliche Zettelkästen -, mit der Kraushaar die Lücken, die er bei Rogner & Bernhard gelassen hat, zu schließen unternimmt.

Das Verfahren ist bereits aus Kraushaars *Protestchronik 1949-1959* bekannt und soll hier mit Blick auf die noch ausstehende Chronik der 70er Jahre kurz dokumentiert werden: »Aus der Fülle der Einzelereignisse kristallisieren sich wie bei einem Mosaik Zusammenhänge heraus, die dem Leser keine Interpretation aufnötigen, sondern seinem Blick Souveränität und Urteilsvermögen zurückgeben sollen.« Weil Kraushaar dem Urteilsvermögen des souveränen Blicks aber dann doch nicht wirklich vertraut, hat er bei Rogner & Bernhard den beiden dicken Bänden »Chronik« und »Dokumente« noch einen schmalen Band »Aufsätze und Register« zur Seite gestellt, in dem er sich und andere Betroffene über den »alles andere als dominanten Einfluß« von »Einmischungspartikeln« der Revolte und über die »subkutane Entwicklung, die die Kritische Theorie in den siebziger Jahren nahm«, räsonieren läßt.

Nachlesenswert ist das, Ausnahmen bestätigen die Regel, nicht - es sei denn, man möchte erstaunt zur Kenntnis nehmen, daß es kein Problem zu sein scheint, Hunderte von Seiten mit Auslassungen darüber zu füllen, wie die »Klärung der damaligen Situation ... für die Gegenwart« Folgen haben könne, ohne daß ein Interesse an der Entwicklung der deutschen Verhältnisse in den letzten dreißig und vor allem in den letzten zehn Jahren spürbar würde. Die 68er, wie sie von Kraushaar zwischen die Buchdeckel gepreßt wurden, erweisen sich als ein Haufen umherschweifender Ex-Rebellen (weniger Rebellinnen), die sich und andere ohne einen anderen Grund als den des runden Jubiläums mit ihren selbstreferentiellen Überlegungen ermüden. »Wenn wir heute gedrängt werden, anderen die damalige Stimmung, das Gefühl von Plausibilität

und Beschleunigung, unsere damalige Erregung vorstellbar zu machen, dann besteht unser Problem darin, daß sich kein Mensch mehr vorstellen kann, daß wir einmal originell waren«, resümiert etwa Silvia Bovenschen. Das überzeugt.

Und wirft weitere, von Kraushaar und seinen Beiträgern nicht beantwortete Fragen auf Vor allem möchte man doch einmal erfahren, worin genau die Originalität der Schreiberinnen und Schreiber in der bewegten Vorzeit eigentlich bestanden haben soll. Auch wäre eine Erörterung der Frage durchaus spannend, wieso Theodor W Adorno und Max Horkheimer, denen der in die Jahre gekommene Buchhalter der Revolte in seiner systematisierenden Einleitung bescheinigt, »im Kern unpolitisch« gewesen zu sein, für die Herausbildung linksradikaler Positionen in der gegenwärtigen Auseinandersetzung so viel bedeutsamer sind als all die vielschreibenden Vertreter einstiger »Aufklärung durch Aktion«-Fraktionen. Statt dessen präsentiert uns Kraushaar auf selbsterdachte Fragen letzte Antworten des späternannten Übervaters der Revolte, Oskar Negt:

Kraushaar: So als wäre die Substitution, die sich im theoretischen Rezeptionsprozeß vollzogen hat, jetzt noch einmal praktisch verdopppelt worden. Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist nicht mehr angeeignet worden. Statt dessen hat man sich in den K-Gruppen in einer Tradition verfangen .... die erst gestiftet werden mußte.

Negt: Es sind nicht die realen Veränderungen dessen wahrgenommen worden, was die Arbeiterklasse heute in ihrer Differenzierung und Umschichtung ausmacht.

Ja, so war das damals, und so redet man heute. Und weil von der Revolte sonst wenig bleibt, zum Schluß der Konsumenten-Tip: Wer die drei Bände und das bei Piper erschienene Spezialsupplement nicht kauft, spart mehr als hundert Mark. Wer nicht sparen muß, sollte sich die interessantesten Texte, die Kraushaar nachdruckte, lieber direkt und vollständig kaufen: Geplündert wurden u. a. die Werkausgaben von Horkheimer (Fischer-Verlag) und Adorno (Suhrkamp-Verlag). Wer aber unbedingt wissen will, was am 6. November 1977 in San Diego geschah und was das mit 1968 zu tun hat, oder womit der weltbekannte Wissenschaftler Helmut Dubiel am 19. Dezember 1995 das Kapitel »Frankfurter Schule und Studentenbewegung« nach Kraushaars Auffassung würdig abgeschlossen hat, kann jetzt neben die Reprints von »X Jahre Kursbuch«, »XX Jahre Akzente«, »XXX Jahre Jünger« und natürlich »40 Jahre 50er Jahre« auch die stahlgrauen Bände *Frankfurter Schule und Studentenbewegung - Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail* rücken. Fortsetzung folgt.

Wolfgang Kraushaar (Hg.): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail* 1946 bis 1995. 3 Bde., Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Hamburg 1998, zus. 75 Mark.

Ders.: 1968. *Das Jahr. das alles verändert hat.* Piper Verlag, München 1998, 288 Seiten, 39,80 Mark.

Konkret 06/98, S. 20

Anton Maegerle

Die Strategie des Dr. Frey

Der Wahlerfolg der DVU in Sachsen-Anhalt belohnt ihren Vorsitzenden Gerhard Frey für 40 Jahre im Dienst des Neo-Nazismus und des Handels mit braunen Devotionalien

Gerhard Frey riß die Arme hoch und brüllte: »Sieg! Sieg!« Mit 12,9 Prozent hatte die »Deutsche Volksunion« (DVU) soeben das beste Wahlergebnis einer rechtsextremen Partei seit der Machtübertragung an Adolf Hitler 1933 erzielt. Und zum ersten Mal sitzt in einem ostdeutschen Parlament eine Partei, die »mit subtilen Methoden antisemitisch gefärbte Botschaften verbreitet«, wie es im Verfassungsschutzbericht heißt. Sechs der 16 DVU-Abgeordneten im Landtag von Sachsen-Anhalt haben schon einschlägige Bekanntschaft mit Polizei und Staatsanwaltschaft gemacht. Mit dem 19jährigen Mirko Mokry stellt die DVU den jüngsten Abgeordneten und mit dem 68jährigen Rudi Wiechmann zugleich den Alterspräsidenten. Die Kämpfer gegen »Diätenabzocker« beziehen nun monatlich 6.500 Mark Diäten und eine Nettopauschale von 1.800 Mark.

Den »Sieg« hat die DVU in Sachsen, einem Bundesland, das mit 1,8 Prozent den niedrigsten Ausländeranteil hat, einer drei Millionen Mark teuren Propaganda zu Lande und in der Luft zu verdanken, in deren Verlauf rund 20 Millionen Flugblätter, Postkarten, Aufkleber und Plakate an 1,2 Millionen Haushalte verschickt wurden. Geführt wurde ein Geister-Wahlkampf ohne öffentliche Veranstaltungen und Vorstellung der Kandidaten. Mit dieser Methode hatte die DVU bereits bei der Landtagswahl in Schleswig-Holstein und zweimal nacheinander in Bremen Sitze errungen. (Die dortigen DVU-Fraktionen waren im Landtag durch eigenwilliges Finanzgebaren auf- und noch vor der Halbzeit der Legislaturperiode auseinandergefallen.) Bei der letztjährigen Landtagswahl in Hamburg war die DVU mit 4,9 Prozent knapp gescheitert. Bei allen Wahlen hatte die DVU jeweils die Erst- und Jungwähler mit Postwurfsendungen bombardiert - mit Erfolg: Ihre Spitzenwerte erzielte die Partei in Sachsen-Anhalt bei Männern zwischen 18 und 24 Jahren, aber nicht, wie die Legende will, bei Arbeitslosen, sondern bei Arbeitern bzw. Azubis.

Daß die DVU in rechtsextremen Hochburgen wie in Quedlinburg, wo unter der Führung des Neonazis Steffen Hupka schon seit Jahren eine militante Szeneorganisation lautstark mit braunen Parolen auf sich aufmerksam macht, deutlich unter ihrem Landesdurchschnitt blieb, spricht dafür, daß sie mit ihren nationalistischen Losungen und fremdenfeindlichen Sprüchen wie »Deutsches Geld für deutsche Arbeitslose« oder »Kriminelle Ausländer raus« Stimmen nicht nur bei Neonazis, sondern in der bürgerlichen Mitte gewinnen konnte. In großen Teilen dieser »schweigenden Mehr-

eit«, gerade im Osten, sind Rassismus, Antisemitismus und Chauvinismus en vogue. Die Forschungsgruppe Wahlen Mannheim hat ermittelt, daß drei Viertel der DVU-Wähler ihre Erststimme Kandidaten der bürgerlichen Parteien gegeben haben: der PDS (23 Prozent), der SPD (22 Prozent), der CDU (20 Prozent) und FDP (9 Prozent).

Dennoch ist es falsch, Wähler der DVU als »Protestwähler« zu verharmlosen. Wer Forderungen wie »Deutschland den Deutschen! « oder »Deutsches Geld für deutsche Arbeitslose« zustimmt, äußert nicht irgendeinen Protest, sondern bekennt sich zu dezidiert rechtsextremen Parolen, und Anhänger solcher Forderungen sind in großer Zahl im Wählerreservoir der genannten Parteien anzutreffen. Schon vor zwanzig Jahren hatte das »Sozialwissenschaftliche Institut Nowak und Sörgel« (SINUS) für die Bundesrepublik ermittelt: »Insgesamt 13 Prozent der Wahlbevölkerung haben ein ideologisch geschlossenes rechtsextremes Weltbild, dessen Hauptstützen ein nationalsozialistisches Geschichtsbild, Haß auf Fremdgruppen, Demokratie und Pluralismus sowie eine übersteigerte Verehrung von Volk, Vaterland und Familie sind.«

Gründer und Führer der DVU ist der Staatsrechtler Gerhard Frey (geb. 1933). Nach Studium, Referendariat bei der Regierung von Oberbayern und der Promotion zum Dr. rer. pol. engagierte sich Frey, Kaufmannssohn aus der Oberpfalz, in den fünfziger Jahren bei der von Heinrich Damerau am 22. Mai 1951 gegründeten »Deutschen Soldaten-Zeitung«. Der nunmehr 91jährige Damerau, der noch im letzten Jahr als Referent der revanchistischen »Jungen Landsmannschaft Ostpreußen« (JLO) auftrat und von der rechtsextremen Monatszeitschrift »Nation+Europa« als »vielfach geprüfter Frontoffizier« sowie »unermüdlicher Kämpfer für Recht und Wahrheit« gerühmt wurde, stand der »Deutschen Soldaten-Zeitung« sieben Jahre lang als Herausgeber vor. Das Blatt wurde anfangs vom Bundespresseamt und dem US-Geheimdienst finanziert, um frühere Wehrmachtssoldaten für Nato und Westbindung zu gewinnen und die deutsche Wiederbewaffnung publizistisch vorzubereiten. Als Damerau jedoch die Rehabilitierung alter Kämpfer zu forsch betrieb, wurde ihm der Geldhahn abgedreht.

Nach und nach, zwischen 1958 und 1960, erwarb dann der von Haus aus vermögende Frey alle Anteile an dem Blatt und benannte es 1963 in »Deutsche National-Zeitung« um. Später kamen der »Deutsche Anzeiger« und die »Deutsche Wochen-Zeitung«, beide zwischenzeitlich aufgrund schwindender Leserschaft zu einem Blatt fusioniert, hinzu. Das Frey-Imperium, eigentlich ein Familienunternehmen, fußt auf den Firmen DSZ-Druckschriften-und-Zeitungs-Verlag, FZ-Freiheitlicher-Buch-und Zeitschriftenverlag und DSZ-Druck GmbH, die Gerhard Frey gemeinsam mit Frau Regina und Tochter Michaela führt. Gerhard Frey jr. gilt als designierter Nachfolger des Vaters in der Verlagsleitung.

Allein »Deutsche National-Zeitung« und »Deutsche Wochen-Zeitung« (vom Verfassungsschutz geschätzte wöchentliche Auflage: 56.000 Exemplare), die zugleich als DVU-Sprachrohre und als Werbeträger des DVU-Devotionalienladens dienen, sollen einen Jahresgewinn von mehreren Millionen Mark abwerfen. Charakteristisch für die Frey-Presse, so der Verfassungsschutz, »ist die ausgeprägte Verengung der Themenskala auf gängige rechtsextremistische Agitationsfelder«. Über Sinti und Roma heißt es etwa in den Frey-Blättern: »Es handelt sich in aller Regel um heruntergekommene Habenichtse, deren sittliche und hygienische Verhaltensweisen mit den Gepflogenheiten in Deutschland nur schwer in Einklang zu bringen sind.« Zur Stammautorenschaft der Frey-Presse zählte über viele Jahre hinweg Wilfred von Oven, letzter Adjudant von Nazi-Propagandaminister Joseph Goebbels. Der in Argentinien lebende Alt-Nazi wurde im letzten Jahr von der »Gesellschaft für freie Publizistik« (GFP), der größten rechtsextremen kulturpolitischen Vereinigung in der BRD, mit deren »Ulrich-von-Hutten-Medaille« ausgezeichnet.

Ständig werden die Abonnenten der Frey-Zeitungen zum Kauf von Büchern, Tonträgern, Videocassetten und zu Reisen animiert (aktuell im Programm: Leserreise nach »Schlesien« vom 1. bis 8. August zum Preis von 1. 195 Mark). Frey bietet alles, was das deutschnationale Herz höher schlagen läßt: die Reichskriegsflagge, den Stadtplan von Königsberg (Stand: 193 1) oder die Biographie des unlängst verstorbenen Reichsführers der Hitler-Jugend (HJ), Artur Axmann, mit dem schönen Titel *Das kann doch nicht das Ende sein.* Wer sich nach dem Wahlerfolg von Sachsen-Anhalt zum Abonnement von DNZ oder DWZ entschließt, bekommt als Geschenk die CD »Deutschland, Deutschland über alles« geschenkt.

Zweites finanzielles Standbein von Frey sind Immobilien. Mehrere Dutzend Mietshäuser in Berlin und München nennt Frey sein eigen. Vermietet wird - Ausländer rein! - auch an Türken. Freys Vermögen schätzt sein ehemaliger Adlatus Harald Neubauer (Pseudonym: Werner Baumann) auf rund 500 Millionen Mark.

Die DVU wurde am 5. März 1987 in München auf Initiative Freys unter Einbeziehung des bereits seit 1971 bestehenden Vereins »Deutsche Volksunion e.V« als Wahlpartei »DVU Liste D« gegründet. Die Umbenennung in Deutsche Volksunion (DVU) fand im Februar 1991 statt. Bei der Gründung der DVU, die sich den Kampf gegen die sozialliberale Entspannungspolitik auf ihre Fahnen geschrieben hatte, kamen in der Franziskaner-Gaststätte in München zusammen: Walter Brandner, SS-Obersturmbannführer a. D., der Nazi-Schriftsteller Wilhelm Pleyer, Träger des Volksdeutschen Schrifttumspreises 1941, der baden-württembergische CDU-Funktionär Werner Nowak und der bayrische CSU-Funktionär Emmerich Giel.

Unumstrittener Chef der in 15 Landesverbänden organisierten 15.000 DVU-Mitglieder, deren Aktivitäten sich im Regelfall auf die Überweisung ihres Parteibeitrages beschränken (Monatsbeitrag: 6 Mark, ermäßigt: 3 Mark), ist Frey, der alle politischen und personellen Fragen entscheidet. Die DVU kennt keine übliche Parteistruktur, die Bezirks- und Kreisverbände entfalten nach außen keinerlei Aktivitäten, es gibt weder Personal- noch Sachdiskussionen. Mitte 1997 schuldete die DVU ihrem Führer Frey 8,5 Millionen Mark und mußte dafür rund 458.000 Mark Zinsen aufbringen.

Der Funktionärskern der DVU besteht aus einer Handvoll Frey-ergebener Mitarbeiter, unter ihnen die ehemaligen NPD-Funktionäre Heinrich Gerlach und Bernd Dröse. Dröse, DVU-Pressesprecher, gehörte in den 70er Jahren der paramilitärischen »Harting-Bande« an. Gerlach, DVU-Wahlkampfleiter in Sachsen-Anhalt, saß bis Anfang der 90er Jahre im NPD-Bundesvorstand. Zuvor hatte er es in der NPD-Jugendorganisation, den »Jungen Nationaldemokraten« (JN), zum Landesvorsitzenden in Nordrhein-Westfalen gebracht und im JN-Ausbildungszentrum in Kamen, das im JN-Sprachgebrauch nur »Adolf-Hitler-Haus« hieß, für die körperliche Ertüchtigung des NPD-Nachwuches gesorgt.

Frey selber hatte 1986 Thies Christophersen, SS-Sonderführer im Vernichtungslager Auschwitz und Autor der verbotenen »Auschwitz-Lüge«, brieflich gefragt, ob er Christophersen »nicht durch Anwälte helfen kann«, sein »Verhältnis zur Justiz in Ordnung zu bringen«. Frey weiter: » Wenn ich bedenke, daß in der Bundesrepublik von roten Banden laufend alle möglichen Leute ermordet werden, ist es mir schwer begreiflich, daß irgendwelche Meinungsäußerungen von Ihnen offenkundig häufig zum Anlaß von Strafverfahren genommen werden, obgleich Sie, wovon ich überzeugt bin, weder ein Feind oder auch nur ein Gegner von Staat, Gesellschaft oder System sind.« 1976 übernahm Frey für den Rechts-Terroristen Karl-Heinz Hoffmann, Führer der Wehrsportgruppe Hoffmann, aus deren Reihen heraus vier Jahre später der blutige Anschlag auf das Münchner Oktoberfest 1980 durchgeführt wurde, eine Geldstrafe in Höhe von 8.000 Mark.

Eine Liste der von Frey mit Preisen ausgezeichneten Leute enthält: den Hamburger Rechtsanwalt und Szene-Multifunktionär Jürgen Rieger; Uwe Rohwer, der 1979 vom 3. Strafsenat des Oberlandesgerichtes Celle im »Bückeburger Prozeß« wegen Bildung einer terroristischen Vereinigung zu einer Freiheitsstrafe von 9 Jahren verurteilt wurde; Oswald Astfäller, der in Italien eine Freiheitsstrafe wegen eines Sprengstoffanschlages verbüßte; die Familie des verstorbenen Südtiroler Bombenlegers Luis Amplatz; Waldemar Schütz, SS-Hauptsturmführer der Leibstandarte Adolf Hitler, und Reinhard Pozorny, NS-Gauhauptstellenleiter in Reichenberg.

Die braunen Umtriebe der Firma Frey haben immer wieder zu Strafverfahren geführt, die immer wieder ohne Verurteilung endeten. Dabei kam Frey die Hilfe von Top-Juristen zugute, denen es nicht um schnöden Mammon, sondern um die deutsche Sache ging: Alfred Seidl und Theodor Maunz. Nach dem Tod von Maunz, juristischer Ziehvater des

Bundespräsidenten Roman Herzog, Verfasser des gängigen Kommentars zum Grundgesetz *(Maunz-Dürig)* sowie bayerischer Kultusminister, gestand Frey, er habe mit Maunz »seinen wunderbaren Wegbegleiter« verloren. Maunz hatte Frey über Jahre hinweg als »sehr verehrter, lieber Herr Doktor Frey« angeschrieben und ihm (ungezeichnete) Beiträge geliefert. Auch Seidl, CSU-Innenminister von Bayern und Staatssekretär im Justizministerium, der sich als Verteidiger und Betreuer von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß einen Namen gemacht hatte, war über Jahrzehnte hinweg nicht nur juristischer, sondern auch politischer Berater der DVU.

In DVU-Nähe wohl fühlt sich auch der ehemalige Generalbundesanwalt Kurt Rebmann (CDU), der im Herbst 1997 der »Deutschen Wochenzeitung«, die laut Verfassungsschutz »antisemitische Stimmungsmache« verbreitet und die »Relativierung deutscher Kriegsverbrechen« betreibt, ein Interview gewährte. Auf die Frage »Was entgegnen Sie einem Deutschen, der von sich gibt: Ich schäme mich, Deutscher zu sein?«, antwortete Rebmann: »Wandern Sie aus! Auf Leute wie Sie verzichten wir gerne.« Auf die Frage »Was sagen Sie einem Deutschen, der äußert: Ich bin stolz, Deutscher zu sein?«, antwortete Rebmann: »Ihre Aussage freut mich. Ich liege aus Überzeugung ganz auf dieser Linie.«

So groß die Zahl ihrer Sympathisanten und potentiellen Wähler auch ist, so zerstritten sind die Führer der rechtsextremen Parteien. Nach dem Wahlerfolg der DVU in Sachsen-Anhalt befürchtete die Nazi-Zeitung »Junge Freiheit« das Schlimmste: Wenn die DVU nun auch bei den Bundestagswahlen antrete, werde keine der Rechtsaußen-Parteien in den Bundestag einziehen. Gegenseitig mache man sich die Wähler abspenstig. 50 Millionen Mark an Wahlkampfausgaben seien futsch: »Dies ist eine abenteuerliche, in der Geschichte der Bundesrepublik noch nie dagewesene Situation.«

Lesetip: Annette Linke: *Der Multimillionär Frey und die DVU. Daten, Fakten, Hintergründe. Es*sen 1994

Konkret 06/98, S. 22

Stefan Ripplinger

Zeugnis für Deutschland

Der Stimmenzuwachs der DVU bei den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt verdanke sich, heißt es, Protestwählern. Gegen was aber sollten sie protestiert haben?

Jeder dritte Bauarbeiter im Osten ist arbeitslos. Gleichzeitig arbeiten nicht wenige ausländische Beschäftigte auf dem Bau. Kann man es einem hiesigen Bauarbeiter verdenken, daß er die Wut kriegt, wenn er nicht zuletzt deswegen seine Arbeit verliert? .. . Und doch: Der Bauarbeiter ist kein Nazi und kein Rassist. Man gewinnt ihn nicht, wenn man ihn in eine fremdenfeindliche Ecke stellt. Er fühlt sich ungerecht behandelt, zu Recht. ... Also seien wir die Stimme seines Protestes, und denken wir darüber nach, warum wir es nicht sind, jedenfalls nicht genug.

Christine Ostrowski, PDS-Spitzenfunktionärin in Sachsen, im »Neuen Deutschland«, 30.4.98

Gerhard Frey prügelte es ihnen in die Köpfe: »Diesmal Protest wählen - DVU«. Und wenn auch nicht alle Nazis aus Sachsen-Anhalt, so kreuzten doch 13 Prozent der Wähler auf ihren Zetteln DVU an. Am selben Abend hieß es im Fernsehen, Frey habe empfohlen, Protest zu wählen, 13 Prozent Protestwähler seien seiner Empfehlung gefolgt. In den Tagen darauf konnte man in den Zeitungen lesen: Frey, Protest wählen, 13 Prozent Protestwähler. »Aufschrei sozialer Enttäuschung ... zunehmende Entwurzelung«, sagt die »ND«-Analyse. »Diese Menschen wollten durch Protest ein Signal geben«, sagt die Kanzler-Kohl-Analyse. »Protestwähler und nicht Neonazis«, sagt die »Taz«-Analyse. So einfach ist das.

So einfach ist das nicht. Denn seit wann sollte das möglich sein: Protest wählen? Wer protestiert, wählt nicht. Einleuchtender wäre es zu sagen: Wer keine Wahl hat, protestiert. Und noch weitaus problematischer ist das Kompositum »Protestwähler«. Denn selbst die großzügigste Auslegung des Wortes »Protest« schließt doch aus, jemand könnte gegen die Regierung protestieren, indem er sie wählt. Denkbar wäre höchstens, daß einer glaubt, er protestiere, und in Wahrheit stimmt er zu.

Man könnte einwenden, die Wähler hätten gar nicht gegen die Regierung protestieren wollen, gegen die Regierung hätten sie grundsätzlich nichts einzuwenden, sie wollten nämlich sehr wohl regiert werden, bloß noch ein wenig zupackender, ohne demokratische Umschweife. Deshalb hätten sie gegen diejenigen Parteien protestieren wollen, denen es an Härte, ja Brutalität mangelt und die sogar hier und da so etwas wie einen demokratischen Stil pflegen: SPD, CDU, PDS. Und deshalb hätten sie eine Partei ins Parlament geschickt, die das parlamentarische System überwinden will. Wir stoßen also auf eine neue Kontradiktion: sich einer demokratischen Übung unterziehen, um die Demokratie zu beenden.

Aber warum sollte es nicht eine Partei geben, die sich wählen läßt, um hernach die ganze Wählerei abzuschaffen? Man wählt noch ein letztes Mal und danach *wird* man nur noch gewählt - ausgewählt. Die Männer ab 1,90 zur SS, die anderen in den Arbeitsdienst. Schön, aber ist das Protest? Oder handelt es sich nicht vielmehr um den Versuch der endgültigen Aufhebung des Protests?

Ließe sich aber nicht sagen, sie hätten doch Protest eingelegt, und zwar gegen die 0,8 Prozent Ausländer, die ein ungünstiges Schicksal nach Sachsen-Anhalt verschlagen hat? Freys arbeitslose Wähler, könnte man spekulieren, haben zwar die Hoffnung, daß irgendwann aller Protest in Arbeit erstickt wird und ein Staat ersteht, in dem alles wieder seinen gewohnten Marschtritt geht, aber bis das soweit ist, üben sie sich in Protest gegen den kläglichen Rest noch nicht vertriebener Ausländer, die ihnen angeblich die Arbeitsplätze weggenommen haben.

Nun wissen wir aber, daß die meisten DVU-Wähler durchaus einen Arbeitsplatz haben, daß also weit weniger Arbeitslose als vermutet dieser Partei ihre Stimme gaben. Vielleicht fürchten also diejenigen, die Arbeit haben, um ihren Arbeitsplatz? Oder sie sehen durch die bloße Anwesenheit einer Handvoll Ausländer Ruhe und Ordnung oder vielleicht nur das vertraute Dorf- und Stadtbild gestört? Da, könnte man weiter vermuten, die Ausländer weder wählen dürfen noch abgewählt werden können, protestieren die Wähler, indem sie ihre Stimme der DVU geben, gegen die Parteien, die noch nicht genug gegen die Ausländer getan haben.

Das wäre allerdings ein seltsamer Vorwurf, der da gegen die alten Parteien erhoben würde. Denn wie kann man noch gemeiner gegen Ausländer vorgehen als die CDU? Wer vermag es, Gerhard Schröders unvergessenen Ausspruch »Raus, und zwar sofort« zu überbieten? Und wenn die PDS-Führung endlich ihren Ortsgruppen nachgibt, was sich hier und da bereits andeutet, wäre der Osten bald ausgefegt. Gesetzt, die PDS hätte noch ein Wörtchen mitzureden. Sind unsere Nazis da nicht ein wenig ungerecht? Das will alles keinen rechten Sinn ergeben.

Sollten wir die Sache nicht einfach umdrehen? Wenn wir den Begriff »Protestwähler« fallenlassen und statt dessen von *zustimmenden Wählern* sprechen, lichtet sich die ganze Angelegenheit: Die Anhänger der DVU sind einverstanden mit der Ausländerpolitik und der Polizei in Deutschland. Um ihre Freude über Abschiebungen, Beugehaft, Aushungern von

Asylbewerbern, Gendateien, Sicherheitsverwahrung usw. usf kundzutun, haben sie die DVU gewählt, damit die Führer der alten Parteien ein gutes Argument gegen ihre innerparteilichen Widersacher in Händen haben. Und diese Rechnung ist aufgegangen: Bereits am Tag nach der Wahl verkündete die CSU: »Es wird seitens der Staatsregierung mehr Konsequenz im Vollzug von Abschiebungen und bei der Überprüfung von Sozialschmarotzern geben.« Na endlich. Die sächsische PDS-Spitzenfunktionärin Christine Ostrowski belegte durch einen Kommentar im »ND« (30.4.), daß die vielen DVU-Wähler, die der PDS die Erststimme gegeben haben, keinen Grund haben, ihr beim nächsten Mal die Zweitstimme zu verweigern. Auch Kohl tat sein Bestes, um den Wahlsieg der DVU für sich auszumünzen. Ausgerechnet Gerhard Schröder, den härtesten Law-and-Order-Mann weit und breit, nannte er am Tag nach dem Frey-Sieg den »Vater der Chaos-Tage«. Schröder und Lafontaine dankten es ihm mit der Weisung, nur eine Große Koalition sei in Sachsen-Anhalt möglich. Soviel Virilität und Ordnungssinn ist kaum noch auszuhalten. Man ersieht daraus: Die DVU-Anhänger sind alles andere als Feinde dieses Staates, sie wählen aus Liebe zu ihm. Und der Staat hat ihre Liebe sogleich erwidert.

Nur in einer einzigen, sehr alten und längst verblaßten Bedeutung des Wortes haben die DVU-Wähler doch »Protest« angemeldet. Sie haben nämlich »Zeugnis« abgelegt für Deutschland. Es ist das Zeugnis eines nur noch eliminatorisch zu nennenden Hasses gegen Ausländer; Zeugnis der Sympathie für einen Mann, der mit Schlagzeilen wie »Was Bubis aus Deutschland machen will« (»Deutsche Nationalzeitung«, 13.3.) und mit Buchtiteln wie *KZ-Lügen /Antwort auf Goldhagen* oder *Deutschland, Deutschland über alles* einen beachtlichen Erfolg erzielt hat. Mag sein, daß das manch ein deutscher Diplomat noch ein wenig zu deftig findet. Aber leidet so einer nicht hin und wieder darunter, nicht aussprechen zu dürfen, was ihm in den Sinn kommt? Die Zeichen mehren sich, daß die deutschen Staaten- und Parteienlenker dankbar dafür sind, von Frey die Chance zu erhalten, endlich wieder Fraktur zu reden. Sie müssen sich nicht länger mit »Asylbewerberleistungsgesetz« und ähnlichem die Zunge verknoten, wenn sie »Raus, und zwar schnell« meinen. Nur zugeben wollen sie ihre Dankbarkeit noch nicht. Und deshalb nennen sie dieses Zeugnis für Deutschland einen Protest.

Konkret 06/98, S. 24

Otto Köhler

Sturmgeschützler

Eine Biographie des SS-Führers Franz Alfred Six informiert auch über die Nazi-Vergangenheit des frühen »Spiegel«

»Als der Publizist und frühere >Spiegel<-Medienpublizist Otto Köhler Z sich 1992 in der Zeitschrift KONKRET den Fällen Mahnke und Wolff zuwandte, schwieg des Nachrichtenmagazin eisern«, schreibt Lutz Hachmeister, langjähriger Leiter des Adolf-Grinime-Instituts, in seinem soeben erschienenen Buch über den SS-Führer und Massenmörder Franz Alfred Six, den Chef der beiden »Spiegel«-Ressort-Leiter Mahnke und Wolff*. Kein anderes bundesdeutsches Blatt von Rang und Namen - mit Ausnahme der »Taz« - habe damals die KONKRET-Geschichte aufgegriffen. Denn: »SS-Offiziere in leitender Funktion beim >Spiegel<, und ein gutes Dutzend Redakteure und Mitarbeiter mit eindeutiger NS-Zuordnung obendrein, dies erschien denn doch zu unheimlich und politically incorrect, um überhaupt öffentlich diskutiert zu werden.«

Diesmal kam die Antwort prompt. Kaum war Hachmeisters Buch erschienen, kaufte sich der »Spiegel« für 154.680 Mark - das jedenfalls ist der Tarif - eine Doppelseite im »Stern«: Links auf Seite 188 vor dunkel dräuenden Wolken steht ganz klein der Spruch: »>Spiegel<-Leser wissen mehr.« Gegenüber auf Seite 189: Barbie in Rodins Denker-Pose auf einem Felsen sitzend. Dazu rechts oben der Schriftzug »Der Spiegel« - sonst, außer dunklen Wolken, nichts.

Was immer der »Spiegel« im April 1998 mit dieser Anzeige seinen Lesern sagen wollte - Anfang Mai 1945, unmittelbar am Ende, war auch der SS-Brigadeführer und Chef des Vorauskommandos Moskau in der Einsatzgruppe B, Prof. Dr. Franz Alfred Six, etwas ratlos gewesen. Auf der Flucht in Salzburg ließ er sich von seinem Schüler, dem Rechtsreferendar und späteren Rundfunkintendanten Hans Abich einen Tornister organisieren und fragte ihn zum Abschied: »Sagen Sie, Herr Abich, was glauben Sie, wann wird unsereiner wieder publizieren können?« Abich war erst einmal erschrocken: Woran denkt der, der will doch erst mal sein Leben retten. Doch Six fragte weiter: »Fünf Jahre?« Da unterbrach ihn sein Begleiter, der SS-Hauptsturmführer Dr. Horst Mahnke, Assistent des Professors und auch sein Adjutant bei der Judenvernichtung im Osten: »Wenn überhaupt, 20 Jahre.«

Die Voraussage des Gefährten beim Lehren und Liquidieren war realistisch: Six wurde in Nürnberg zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt. Aber sie war nicht realitätsnah. Viel zu früh, nämlich 1952, wurde er aus dem Kriegsverbrechergefängnis in Landsberg entlassen. Ein Jahr später war er als Gesellschafter des Leske-Verlages bereits Verleger und brachte dort auch die wiedererschienene »Zeitschrift für Geopolitik« mit raumgreifenden und antijüdischen Beiträgen heraus. Und Horst Mahnke, der Gehilfe, saß zur gleichen Zeit in der Kommandozentrale des »Sturmgeschützes der Demokratie«, wie Rudolf Augstein sein Nachrichtenmagazin gern nennen ließ. Mahnke war seit Februar 1952 Ressortleiter des »Spiegel« - ebenso sein SD-Kollege und Six-Mitschüler Georg Wolff.

Noch als PR-Leute des Kaffeehandels im Hamburger Freihafen hatten Mahnke und Wolff schon zwei Jahre zuvor, im Sommer 1950, jene wüste antisemitische Serie für den »Spiegel« (»Am Caffeehandel beteiligt - Deutschlands Schmuggler«) geschrieben, die mir als erstes auffiel, als ich vor sechs Jahren (KONKRET 5/92) Augsteins Behauptung nachging, der »Spiegel« habe schon 1950 »aufklärerisch zu wirken sich bemüht«. Richtig, jedem Judennamen, der sich ermitteln ließ, war Adresse und Telefonnummer zur gefälligen Bedienung beigegeben, und die »Spiegel«-Serie bedauerte, daß »das Ausbrennen« der jüdischen »Schmugglerhochburg« zu schwierig sei.

Hachmeister hat seiner Six-Biographie einen Exkurs »Zur Frühgeschichte des >Spiegel<« beigegeben, die aus gründlicher Kenntnis der Archive bestätigt, was ich damals noch etwas erschrocken und verblüfft schrieb. Und er hat auch noch einiges mehr entdeckt. Z. B. das Detail, daß SD-Mann Mahnke, der sich im »Spiegel« über den Kaffeeschmuggel einiger von seinesgleichen verschleppter Juden erregte, selbst nach dem Krieg erst einmal im Schwarzmarkthandel mit Benzin und Öl tätig war. Vor allem aber organisierte Mahnke bis zu seiner Festnahme am 29. Januar 1946 eine Untergrund-Gruppe jüngerer Marineoffiziere, Ex-Reichsjugendführer und SD-Funktionäre für kommende Aufgaben, alle, wie er formulierte, hundertprozentig zuverlässige Leute.

Sein Freund und SD-Kollege Georg Wolff, der bis zur Kapitulation im SD-Hauptquartier in Oslo tätig war - die Adresse Victoria-Terrasse war, wie Hachmeister feststellt, »das Synonym für die Sicherheitspolizei, in zunehmenden Maße für Gestapo-Willkür« - mußte sich 1945 erst mal als Tankwart in Salzgitter über Wasser halten. Trotz eines vorzüglichen Führungszeugnisses. Der »nordisch bestimmte« Wolff war nach dem von Hachmeister im Faksimile abgebildeten SD-Personalbericht »in jeder Hinsicht Nationalsozialist« und bekam in der Rubrik »Willenskraft und persönliche Härte« bestätigt: »in ausgeprägter Form vorhanden«. Diese SD-Einschätzung bewährte sich, als sein »Spiegel«-Stellvertreter Dieter Brumm für den Betriebsrat kandidieren wollte: Er wurde mit Wolffs Hilfe schleunigst vor die Tür gesetzt.

Was ich 1992 nur widerstrebend zur Kenntnis nahm, stellt Hachmeister - die Zeiten haben sich inzwischen noch mehr geändert, als es damals schon möglich schien - nüchtern und kühl fest: »Die Akquisition von SD-Führern, Gestapo-Leuten

und NS-Propagandisten durch das Redaktionsmanagement des frühen >Spiegel< lag vielmehr in der besonderen Logik des investigativen Nachkriegsjournalismus und entsprach dem politisch-publizistischen Wollen sowohl des Magazin-Gründers als auch seines Adlatus Becker.« Der zeitweilige Chefredakteur und spätere Verlagschef Hans Detlef Becker betätigte sich für die Funküberwachungskompagnie 612, die auch an der Entdeckung der »Roten Kapelle« beteiligt war, deren Leute von Roland Freislers »Volksgerichtshof« umgebracht wurden. Man sieht: Die SS-Führer Six und Mahnke, die sich da Anfang Mai 1945 in Salzburg düsteren Mutmaßungen über die Zukunft hingaben, hatten nicht bedacht, daß die kommende Bonner Republik die Rechtsnachfolge des NS-Staates antreten würde.

Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six, die Hachmeister auf den ersten dreihundert Seiten seines Buches verfolgt, begann wie manch andere auch an der Universität Heidelberg, die eine Brutstätte der jungen NS-Intelligenz war - auch seine Heidelberg-Connection wird lebenslang anhalten. Dort war Six - wie nach ihm der im Buch nicht erwähnte Hanns Martin Schleyer - NS-Studentenführer, und von dort baute er noch als junger Studentenpolitiker das Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Königsberg auf

Im Auftrag von Reinhard Heydrich vom Reichssicherheitshauptamt organisiert er dann an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin eine Auslandswissenschaftliche Fakultät, vor allem zur Ausbildung von Mitarbeitern und Agenten des SD, des Sicherheitsdienstes der SS. Six wird 1939 mit 30 Jahren Professor und sieht sich schon bald darauf lebenslänglich zum Dekan seiner Fakultät ernannt. Seine Vorlesungen läßt er sich hauptsächlich von seinem nur um vier Jahre jüngeren Assistenten Horst Mahnke ausarbeiten. Mahnke darf im Auftrag von Six auch Dissertationen an Studenten vergeben und zwar über jüdische Wissenschaftler, zu denen er sich Einzelheiten in einer Besprechung mit dem Six-Untergegebenen Adolf Eichmann und der Reichsstelle für Sippenforschung holen sollte. Noch im Januar 1945 holt Six prominente Kollaborateure zusammen und veranstaltet mit ihnen eine wissenschaftliche Konferenz »Europa in der Entscheidung«, auf der er »angesichts der tödlichen Bedrohung Europas« eine Absage an die »europafeindliche chauvinistische Hysterie« mit einem Bekenntnis zur Vielfalt der europäischen Völker zukunftsfroh verbindet.

Neben dieser akademischen Tätigkeit gab es noch die eigentliche politische Arbeit. Seit 1932 Fachschaftsleiter übernahm Six im Sommersemester 1933 »die gesamte politische Schulung der Heidelberger Studentenschaft«. Nach seiner Promotion mit einer dürftigen Arbeit über »Die politische Propaganda des Nationalsozialismus« bei Arnold Bergstraesser - magna cum laude -, holte ihn der SD-Chef Reinhard Heydrich in sein Berliner Hauptamt, wo er zunächst die Hauptabteilung Presse übernahm, Hauptgebiet Gegnerforschung - die Lehre und Forschung als Zeitungswissenschaftler in Königsberg und später Berlin lief nebenbei.

Am 22. Mai 1939 richtete Six die Zentralstelle 11 P (Polen) ein mit einer Zentralkartei zum Gebrauch für ein »eventuelles Einsatzkommando«. Schon vierzehn Tage vorher, also vier Monate vor dem deutschen Überfall auf Polen, hatte Six mit SS-Untersturmführer Emil Augsburg über eine »vollständige Erfassung des Judentums in Polen« konferiert - Augsburg tauchte 1945 als Privatsekretär eines hohen Vatikanbeamten im Kloster Ettal unter und war später für den Bundesnachrichtendienst tätig.

Während seine Einsatzgruppe in Polen dann vor allem Intellektuelle liquidierte, blieb Six in Berlin. Doch beim Überfall auf die Sowjetunion eilte Six vorneweg. Als Chef des Vorauskommandos Moskau innerhalb der Einsatzgruppe B wollte er zusammen mit seinem Adjutanten Mahnke allen voran in Moskau die nötigen Unterlagen für die Liquidationstätigkeit der Einsatzkommados besorgen. Bis nach Moskau hinein kamen sie bekanntlich nicht. Das Vorauskommando Six mußte sich mit Erschießungen am Rande des schließlich versperrten Weges begnügen.

Zurück von seiner Mordtätigkeit im Osten zog es Six als Leiter der Kulturabteilung ins Auswärtige Amt. Er vergaß aber seine alten Pflichten nicht. Kulturabteilungsleiter Six referierte noch im April 1944 in Krummhübel bei einer Tagung der Judenreferenten und Arisierungsbeauftragten des Auswärtigen Amtes über das Weltjudentum und freute sich dabei auch seiner eigenen Taten. Six: »Die physische Beseitigung des Ostjudentums entzieht dem Judentum die biologischen Grundlagen.« Heute, 1944, sei das Judentum durch seine Vereinigung mit den drei Großmächten - Sowjetunion, England, Vereinigte Staaten - gekennzeichnet. Deshalb müsse die Judenfrage nun international »zu einer Lösung gebracht werden«. Anschließend gab es Referate über den Stand der »antijüdischen Exekutivmaßnahmen«, die wegen ihres geheimen Charakters nicht in das Protokoll aufgenommen wurden.

Als Six am 3. November 1952 aus dem Kriegsverbrechergefängnis entlassen wurde, hielt der »Spiegel« schon lange seine schützende Hand über den nunmehr ehemaligen Massenmörder. Die beiden Six-Assistenten Mahnke und Wolff waren bereits im März in die Führungsetage des »Spiegel« eingezogen. Aber schon im Dezember 1949 war ein »Spiegel«-Artikel gegen den CIC-Mann erschienen, der 1946 die Festnahme von Six und Mahnke ermöglicht hatte. Zweckdienlicher Titel: »Merkt Euch den Namen Hirschfeld.« Im Text: Adresse, Telefon- und Autonummer. Wochen später zur Absicherung der Augstein-Hinweis an die Leser: »Es wäre verfehlt, dem Hirschfeld ein Haar zu krümmen.«

Als die Briten im Januar 1953 unter Rückgriff auf das Besatzungsrecht einen Geheimbund um den ehemaligen Goebbels-Staatssekretär Werner Naumann zerschlugen, war Six erst wenige Wochen frei und schon an dessen Seite. Der »Spiegel«

der SD-Ressortleiter Mahnke und Wolff kanzelte die Engländer ab: Der Kreis sei »eher eine NS-Erinnerungsgemeinde gewesen«, also harmlos, während die Briten über »einflußreiche Verbindungen mit Ruhrindustriellen« schwadroniert hätten. »Also das«, so höhnte der »Spiegel«, »was in ausländischen Augen untrennbar zu einem revanchelüsternen pangermanischen Reich gehört.«

Naumann, der letzte Propagandachef des Dritten Reiches gab sich als geläuterter Nationalsozialist. »Obwohl die Parteigänger Hitlers verfolgt und gequält wurden«, schrieb er 1952, »wie es in einem Rechtsstaat bisher nicht üblich war, obwohl man sie deklassierte und aus der Gesellschaft ausstieß, haben sie sich dennoch als ein vorbildliches Element der Ordnung, der Zuverlässigkeit und des Arbeitswillens erwiesen.« Und er fügte zeitgerecht hinzu, daß »der sogenannte Antifaschismus nichts anderes war als eine geschickt getarnte Offensive für den Bolschewismus, auf die viele unserer Staatsmänner blind hereingefallen sind«.

Six saß im Büro für Generalamnestie des FDP-Landtagsabgeordneten Ernst Achenbach, in dem der ehemalige SD-Führer und Reichsbevollmächtigte für Dänemark, Werner Best, die Verteidigung von angeklagten SS-Verbrechern koordinierte. Zum Naumann-Kreis gehörten auch der Abteilungsleiter aus dem Goebbelsministerium Hans Fritzsche, der im Hauptkriegsverbrecherprozeß freigesprochen worden war, der Gauleiter von Köln, Josef Grohé, der Heidelberger Six-Kommilitone und Reichsstudentenführer Gustav Adolf Scheel. Und der ehemalige wüst antisemitische Pressechef des Auswärtigen Amtes, Paul Karl Schmidt, der bald auch für den »Spiegel« tätig war, unter dem Namen Paul Carell Propaganda-Bücher *(Unternehmen Barbarossa)* über den Krieg gegen die Sowjetunion schrieb, schließlich bis zu dessen Tod Springers Sicherheitsbeauftragter wurde, und selbst erst 1997 verstarb.

Achenbach, der trotz seiner Verbindung zum Naumann-Kreis - »Sein Ausscheiden aus der FDP ist unausweichlich«, forderte eine Untersuchungskommission unter Justizminister Thomas Dehler - in der Partei blieb, war, so Hachmeister, »die Spinne im Netzwerk der jüngeren NS-Funktionselite, die in der Bundesrepublik eine neue politische und professionelle Orientierung suchte«. Und von diesem Netzwerk führte über die FDP-»Jungtürken«, die zusammen mit der SPD 1956 die CDU-Regierung von Nordrheinwestfalen stürzten, ein direkter Weg zum FDP-Mitglied Rudolf Augstein.

Achenbach kam schließlich unbeschadet in den Bundestag, verschleppte dort als Ausschußvorsitzender die Ratifizierung eines Abkommens mit Frankreich zur Bestrafung von Kriegsverbrechern (»Fall Lischka«) und unternahm alles, um Six wieder in seine alten Nazi-Rechte als »Professor« und »Gesandter 1. Klasse im Auswärtigen Amt« einzusetzen. Doch von seinen ehemaligen Amtskollegen wurde Six als »Parvenu« geschnitten, die alten nazitreuen Eliten, die schnell wieder ins Auswärtige Amt und in die Universitäten einzogen, ignorierten - so Hachmeister - den SD-Professor aus der »lower class«.

Aber Six hatte längst einen Gönner, der dafür berühmt wurde, daß er klassenübergreifend mittags Warmgehaltenes aus dem Blechnapf aß: Friedrich Flick. Sie hatten sich im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg kennengelernt, und ihre Ehre hieß Treue. Auf freiem Fuß spendierte der edle Flick dem SD-Mann 100.000 Mark - damals viel Geld - zum Erwerb des Leske-Verlages, in dem nicht nur die »Spiegel«-Redakteure Mahnke und Wolff publizierten, sondern auch relativ liberale »Spiegel«-Figuren wie Wilhelm Bittorf und Heinz-Jürgen Plathner eine Geschichte des Autos *(Die brüllende Straße)* veröffentlichten, und der spätere Krimiserienautor Herbert Reinecker sein pseudopazifistisches Kriegsdrama *Kinder. Mütter und ein General.*

Überhaupt dieses Kriegsverbrechergefängnis als sozialer Ort - Hachmeister hat das System Landsberg und seine Folgen für den bundesdeutschen Staat genau beschrieben. Die Festung, in der 1923 schon der Führer gesessen hatte, entwickelte sich mit freundlicher Beteiligung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus zu einer Elite-Schule, einer Elite-Universität: »In Landsberg kamen sich über diese verschiedenen Bildungs- und Kommunikationssysteme Industrie-Manager, Waffen-SS-Offiziere, SD-Führer, Mediziner und Ministerialbürokraten näher - und konnten Verabredungen für eine konzertierte Zukunft in der bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft treffen, beflügelt zudem durch das vergangenheitspolitische Klima und die politisch-berufsständischen Interessengruppen.« Aus dieser Hochschule der Beziehungen stieß Six 1952 in die bundesdeutsche Freiheit vor und sorgte sich auch um seinesgleichen. Hachmeister: »Seine Schüler und Kollegen aus dem SD-Netzwerk nahmen in der Bundesrepublik wichtige Rollen in der Industrie, beim Management-Trainung und in der praktischen Publizistik ein.«

Der »Spiegel« wurde schließlich auch zum Abrechnungsblatt der diversen SD-Seilschaften. Wütend fiel Mahnke im »Spiegel« über den einst für Six tätigen SD-Agenten SS-Sturmbannführer Giselher Wirsing her. Der war jetzt zum Chefredakteur von »Christ und Welt« aufgestiegen, und Mahnke hielt dem SD-Kollegen vor, wie er im gemeinsamen Internierungslager im Auftrag des US-Geheimdienstes die »Idee von Deutschland als einer US-Kolonie erbrochen« hätte.

Der deutschnationale und auch antisemitische »Spiegel« der frühen Jahre blieb der Öffentlichkeit bis in die neunziger Jahre verborgen, obwohl doch in den Achtzigern Reprints der frühen Jahre erschienen - kaum einer hat sie systematisch gelesen. Selbst für die Branchenöffentlichkeit und die Kommunikationswissenschaft, stellt Hachmeister fest, falle das »mentale

Gründungsdatum« des »Spiegel« nicht auf den 4. Januar 1947, sondern auf den 26. Oktober 1962, als der »Spiegel« polizeilich durchsucht und Augstein verhaftet wurde und ein Aufschrei des Entsetzens durch das Land ging.

Dabei beruhen, so Hachmeister: »Stil und Wirkungsweise des >Spiegel< auf den Konstitutionsbedingungen der späten 40er und frühen 50er Jahre.« Jetzt, da der »Spiegel« wieder ist, was er mal war, wird es erkennbar. Als Hachmeister vor einem Jahr in der »Taz« zum 50jährigen Jubiläum des Nachrichtenmagazins erste Ergebnisse seiner Studie veröffentlichte, kam von dort im »Spiegel«-Jubiläumsheft die Antwort: »Der >Spiegel(war immerdar ein antifaschistisches Geschütz, von Anbeginn.«

Ja, so hatten es sich die Engländer gedacht, als sie Augstein, den sie schlecht kannten, die »Spiegel«-Lizenz schenkten. Aber wie es im Krieg so ist, auch ein antifaschistisches Geschütz kann vom Feind umgedreht werden, sobald der es in seine Hände gebracht hat.

Im übrigen: Die Barbie-Anzeige, die der »Spiegel« kurz nach Erscheinen des Hachmeister-Buches im »Stern« schaltete, zeigt nicht, wie mancher vermuten könnte, den Mahnke&Wolff-Kollegen Klaus Barbie, dessen Einsatz gegen »jüdische bzw. emigrantische Organisationen« bei Hachmeister erwähnt ist. Sie zeigt vielmehr eine Barbie-Puppe mit vorgefertigter und deutlich sichtbarer Gelenkigkeit. Nur die Strippen, an denen diese Barbie-Puppe gezogen wird, sieht man nicht. Aber der »Spiegel«-Leser weiß ja mehr. Nämlich, was den »Spiegel« betrifft: nichts.

---

* Lutz Hachmeister: *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six.* Verlag C.H. Beck München, 414 Seiten, 58 Mark.

Konkret 06/98, S. 27

Matthias Gärtner

Magdeburger Verhältnisse II

Eine Erwiderung auf den Beitrag von Titus Simon in KONKRET 5/98

Liest man den Beitrag von Professor Simon, gewinnt man den Eindruck, daß in Magdeburg eigentlich alles ziemlich normal ist und es im Vergleich zu anderen Städten an neofaschistischen Entwicklungen nichts Bemerkenswertes zu entdecken gibt. Simon geht sogar über das bisher von Befürworterinnen und Befürwortern der sogenannten sozialakzeptierenden Jugendarbeit mit rechtsradikalen Jugendlichen Formulierte hinaus und stellt fest, daß diese angeblich dazu geführt habe, daß es weniger Übergriffe von Neonazis auf Punks, Ausländer/innen und andere »sogenannte« Randgruppen in Magdeburg gegeben habe. Ich weiß nicht, wie er diese These beweisen will, sie stimmt sowohl statistisch als auch praktisch nicht.

Simons Behauptungen müssen auf die Dutzenden Opfer neofaschistischer Gewalt im letzten Jahr in Magdeburg wie ein Schlag ins Gesicht wirken. Nach dem Mord an Frank Böttcher seien laut Simon durch die Deeskalationsbemühungen der gesamten Akteure weitere dramatische Übergriffe verhindert worden. Er verschweigt dabei beispielsweise den Oberfall von 13 Neonazis am 3. Januar 98 auf die Wohnung des Bruders des ermordeten Frank Böttcher, bei dem ein 23jähriger Jugendlicher lebensgefährlich verletzt worden ist. Die Täter stammen aus dem bekannten Stadtteil Neu-Olvenstedt und waren zum Teil schon an früheren neofaschistischen Übergriffen wie zum Beispiel am Himmelfahrtstag 1994 beteiligt Insgesamt ist in den letzten Jahren ein massiver Anstieg rechtsextremistischer Straftaten im Bereich der Polizeidirektion Magdeburg festzustellen. Fast ein Viertel der in Sachsen-Anhalt verübten rechtsextremistischen Straftaten werden im Bereich der Polizeidirektion Magdeburg registriert.

Man kann Simon ja noch nachsehen, daß er den Stadtteil Nord an das andere Ende von Magdeburg verbannt, obwohl er unmittelbar an das vielgenannte Neu-Olvenstedt angrenzt. Daß von den insgesamt 600 aktiven militanten neofaschistischen Skinheads im Land Sachsen-Anhalt 200 in Magdeburg und dort vorrangig in den Neubaugebieten Nord und Neu-Olvenstedt leben und wirken, ist allerdings verhängnisvoll. Und genau in diesen beiden Stadtteilen befanden beziehungsweise befinden sich Projekte der akzeptierenden Jugendarbeit mit Rechten, die vom Land Sachsen-Anhalt und der Stadt Magdeburg finanziell massiv unterstützt werden. So erhielt der Jugendclub »Brunnenhof« aus Landes- und Kommunalmitteln 1997 jeweils 119.054,02 DM Zuschuß. Dieser Klub gehört seit 1991 zu dem Projekt, in dem bis zum Ende des Jahres 1996 die rechtsextreme Band »Elbsturm« probte. Aber nicht nur diese durfte dort ihre neofaschistischen Liedinhalte einstudieren, sondern auch die zweite bundesweit bekannte Band Sachsen-Anhalts, »Doitsche Patrioten«, freute sich über diese einmalige staatliche Unterstützung.

Beide Bands waren an fast allen illegal durchgeführten rechten Skinheadkonzerten im Land Sachsen-Anhalt beteiligt. Erst Mitte des Jahres 1997 mußten sie auf Druck der Öffentlichkeit die ihnen zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten verlassen. Lange Zeit vorher hatte bereits das Innenministerium des Landes das Regierungspräsidium und die Landeshauptstadt Magdeburg gebeten, möglichst auf eine Unterbindung weiterer Proben hinzuwirken. Dies teilte die Landesregierung auf eine Kleine Anfrage der PDS-Fraktion mit. Während einer Sitzung des Ausschusses für Kinder, Jugend und Sport des Landtages am 19. September 1997, in der eine Anhörung des Trägers des Projektes »Brunnenhof« stattfand, teilte ein Vertreter des Evangelischen Kirchenkreises mit, die »Doitschen Patrioten« würden darauf verweisen, daß ohne ihre Erlaubnis und ohne ihre Autorisation eine CD mit ihren Stücken in Dänemark veröffentlicht wurde, auf der fremdenfeindliche und neofaschistische Texte zu hören sind. In dem in Mannheim erscheinenden Nazi-Skinhead-Fanzine »Doitsche Offensive« lassen sie im Dezember 1997 dagegen verlautbaren: »Die CD ist mit unserer Zustimmung gepreßt worden, damit haben wir also keine Probleme.«

Trotz aller Warnungen aus verschiedenen Richtungen dürfen neuerdings wiederum rechte Skinheads im »Brunnenhof« proben. Sie haben zwar noch nicht einen solch zweifelhaften Ruhm errungen wie ihre Vorgängerbands, stehen ihnen aber inhaltlich und musikalisch sehr nah. Die somit nach wie vor staatlich geförderte rechte Skinhead-Kultur prägt das Bild beider Stadtteile auf der Straße und in Jugendklubs und läßt andersdenkenden und andersaussehenden Jugendlichen wenig Chancen für Freiräume. Erst Anfang Mai dieses Jahres wurde der Bruder des ermordeten Frank Böttcher wegen seines Aussehens in Neu-Olvenstedt von rechten Skinheads zusammengeschlagen.

Vielfältige dezentrale, kulturell anders geprägte Angebote in der Jugendarbeit fehlen weitestgehend in den Hochburgen der Neonaziszene. Damit haben Jugendliche defacto nur drei Möglichkeiten: Sie passen sich ihrer von dieser Kultur geprägten Umwelt an, sie verbringen ihre Freizeit in anderen Stadtteilen; sie bleiben in ihren eigenen vier Wänden. Keine der Varianten dient dem Zurückdrängen der neonazistischen Alltagskultur, sie können deshalb keine Lösungen sein. Unausweichlich üben die existierenden rechten Jugendklubs so eine gewisse Sogwirkung aus und dienen der Pflege der rechten Subkultur. Im übrigen ist diese rechte Subkulturszene Ausgangspunkt und Grundlage für das gute Abschneiden der

neofaschistischen DVU bei der Landtagswahl am 26. April 1998 gewesen. Etwa 30 Prozent der 18-24jährigen Wählerinnen und Wähler gaben dieser Partei ihre Zweitstimme. Der gemeinsame Haß auf Ausländerinnen und Ausländer und alles »Undeutsche« ist unter ihnen Konsens, und genau das hat die DVU unverhohlen und mit Erfolg propagiert. Wochen vorher, so war aus Insiderkreisen zu erfahren, waren Neonaziführer wie der aus Niedersachsen stammende Torsten Heise durch die Szene getourt und hatten zur Wahl der DVU aufgerufen. Gleichzeitig soll es Treffen zwischen DVU-Funktionären und Magdeburger Skinheadwortführern gegeben haben, bei denen über eine DVU-Wahlkampfunterstützung beratschlagt wurde.

Ein letzter Hinweis: Entweder war Herr Simon auf der von ihm erwähnten Demo am 8. Februar 1998 nicht anwesend, oder er versucht bewußt, die Tatsachen zu verniedlichen. Die erwähnten Glatzen schauten bei Beginn der Demo nicht nur mal so um die Ecke, um anschließend Steine zu werfen, die weitab vom Geschehen niedergingen, sondern sie provozierten bewußt und trafen mit den Steinen sehr direkt Demonstrationsteilnehmer/innen. Ein dadurch am Kopf Verletzter mußte ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Die Magdeburger Verhältnisse werden offensichtlich auf der Straße anders reflektiert als vom Sessel eines Hochschul-Professors aus.

Matthias Gärtner (PDS) ist Mitglied des Landtages von Sachsen-Anhalt

Konkret 06/98, S. 28

Gaby Hommel

Klauen oder krepieren

Noch vor der Sommerpause will der Bundestag ein Gesetz verabschieden, das rund eine halbe Million Menschen in der Bundesrepublik vom Recht auf Nahrung, Kleidung und Wohnung ausschließt

Ein Scharfmacher ist er immer schon gewesen. In seiner früheren Position als General bei Rühes brauner Truppe und in seiner heutigen Position als Berliner Innensenator. Doch als Jörg Schönbohm vor Monaten vorschlug, Flüchtlinge einfach verhungern zu lassen, schien dies bloße rechtsradikale Propaganda zu sein. Kennzeichnend zwar für die Gesinnung des CDU-Politikers; darüberhinaus jedoch nicht ernst zu nehmen. Kaum jemand realisierte, daß es sich um die Ankündigung einer konkreten Gesetzesinitiative handelte. Dazu noch auf Bundesratsebene; also in Abstimmung mit der SPD und unter Stillhaltung von Bündnis 90/Die Grünen.

»Zweites Gesetz zur Änderung des Asylbewerberleistungsgesetzes« heißt der in Koalition der Länder ausgekungelte Vorstoß. In seiner ursprünglichen Form sah er vor, Flüchtlingen die Sozialleistungen zu streichen, wenn ihnen unterstellt wird, zum Bezug eben jener Geld- bzw. Sachmittel in die Bundesrepublik eingereist zu sein. Eine entsprechende Handhabe bietet bereits Paragraph 120 Bundessozialhilfegesetz, ihre zusätzliche Übertragung in die Sondervorschrift für Asylsuchende hätte der bereits praktizierten Behördenwillkür weitere Türen geöffnet. Bayern, Baden-Württemberg und Niedersachsen ging das allerdings noch nicht weit genug. Vielmehr wurde unter maßgeblicher Regie des sozialdemokratischen Kanzlerkandidaten eine Vorlage erarbeitet, die nicht nur im Fall einer behaupteten Mittelerschleichung, sondern grundsätzlich bestimmte Flüchtlingsgruppen von jeder Art der Sozialversorgung ausschließt.

Laut offizieller Erläuterung des Gesetzentwurfs handelt es sich um »zur Ausreise verpflichtete Ausländer, die die Durchsetzung der Ausreisepflicht durch gezielte Maßnahmen verhindern oder die nicht ausreisen, obwohl sie freiwillig ausreisen könnten«. Die Wortwahl klingt nach Sabotage und Boykott. In politischen Statements - nicht nur von Seiten der CDU - wird gar von »Illegalen« geredet, die demnächst nicht mehr in den Genuß öffentlicher Leistungen kommen sollen. Als hätten in die Illegalität getriebene Flüchtlinge bislang auf Kosten der Steuerzahler/innen gelebt. Doch das Wahlvolk glaubt es gerne und will wieder einmal nicht wissen, was tatsächlich vorgeht.

Dabei liegt die Sachlage vergleichsweise einfach. Denn formell ausreisepflichtig ist die Mehrzahl der Flüchtlinge im Land. Und theoretisch könnte jeder und jede das Land »freiwillig« verlassen. Darunter Kriegsflüchtlinge, Bürgerkriegsopfer und sonstige Menschen, für die ein genereller Abschiebestop ausgesprochen wurde. Außerdem Männer, Frauen und Kinder, die aus individuellen Gründen im Land geduldet werden. Sei es, weil sie im Herkunftsland um Leib und Leben fürchten müssen, sei es, daß sie alt, krank, minderjährig sind. Des weiteren zählen Personen dazu, die zur Abschiebung vorgesehen sind, aber nicht über die Grenze geschafft werden können. Etwa weil sie staatenlos sind, wie viele Roma, oder weil das Herkunftsland unbekannt ist, die Rücknahme geflohener Bürger/innen grundsätzlich verweigert oder im Einzelfall deren aktiven Mitarbeit verlangt. Wozu sich insbesondere politisch Verfolgte natürlich nicht hergeben.

Angaben der Bundesregierung zufolge handelt es sich um insgesamt rund 600.000 Personen, die von der geplanten Novellierung des Asylbewerberleistungsgesetzes betroffen sind. Und sie alle sollen zukünftig von staatlicher Seite keine Nahrung, keine Kleidung, keine Unterkunft mehr erhalten. Ganz zu schweigen von medizinischer Behandlung, schulischer Bildung oder sonstiger sozialer Versorgung. Einen »grundlegenden Angriff auf die Wurzeln unseres Sozialstaates« sieht darin die Evangelische Kirche, eine »kalte Abschiebung durch Aushungern« die Arbeiterwohlfahrt. Der Paritätische Wohlfahrtsverband bezeichnet die Gesetzesänderung »als menschlich untragbar und für Deutschland unwürdig«. Nach Auffassung der Caritas widerspricht sie »dem im Grundgesetz verankerten Schutz der Menschenwürde«. Der DGB kommentiert: »Ausreise darf nicht erzwungen werden.« Und die FIAN, eine Organisation, die international für das Recht auf Ernährung kämpft und bislang vor allem in den Ländern Afrikas, Asiens und Amerikas aktiv war, sieht sich erstmals gezwungen, in Deutschland zu intervenieren.

Die Liste der kritischen Stimmen ließe sich fortsetzen. U. a. durch eine Stellungnahme der im Deutschen Städtetag vertretenen Kommunen, die jenseits der Tatsache, daß ihnen bislang niemand sagen kann, wie die neue Vorschrift vor Ort umgesetzt werden soll, die Gefahr sehen, »von einer sozial engagierten Öffentlichkeit als inhuman und ausländerfeindlich« betrachtet zu werden. Zumal - so die treffende Feststellung des Verbandes - »mit dem Änderungsgesetz Ausreise- und nicht Leidensbereitschaft oder -erhöhung der Flüchtlinge erreicht werden soll«. Mit anderen Worten: Die kommunalen Spitzenvertreter fürchten um ihre weiße Weste, wenn sie Schutzsuchende nackt im Regen stehen lassen, statt sie wie bisher mit einem Almosen abzuspeisen und in Massenunterkünften vor der Welt versteckt zu halten.

Derartigen Argumenten können sich mittlerweile auch ausgesuchte Kreise der SPD, einzelne Vertreter von FDP und selbst CDU nicht mehr verschließen. Zumindest bosnische Kriegsflüchtlinge, so wird vorgeschlagen, sollten von der bevorstehenden Regelung ausgeschlossen werden. Jedenfalls für einen bestimmten Zeitraum. Also bis die Mehrheit der überhaupt noch Verbliebenen es den anderen gleichgetan und auf Druck bereits bestehender Maßnahmen die

Bundesrepublik verlassen hat. Ebenfalls zu hören ist, daß es nicht zu einem »Auseinanderklaffen von Aufenthaltsrecht und Sozialrecht« (Ulf Fink) kommen dürfe. Wobei dann offen bleibt, ob der Stempel vom Ausländeramt das Recht auf den Gutschein vom Sozialamt einschließen oder die Verweigerung des Existenzminimuns zum Entzug des Aufenthaltspapieres führen soll. Und schließlich wird reihauf, reihab bejammert, daß es sich bei der Gesetzesnovelle um einen »Schnellschuß« handele, nicht ordentlich durchdacht und vor allem »unpraktikabel«.

Nachdem der Text unter Enthaltung der rot-grün regierten Länder und mit alleiniger Gegenstimme von Schleswig-Holstein am 6. Februar problemlos und völlig am Rande der Tagesordnung den Bundesrat passiert hatte, wurde er nicht minder desinteressiert in Erster Lesung im Bundestag behandelt. Zwar warf sich die PDS ins Zeug; und auch die zweite Garde von Bündnis 90/Die Grünen gerierte sich, als hätten die machtbessenen Fraktionen ihrer Partei in den Länderregierungen nicht längst den Frontalangriff auf das Leben der Flüchtlinge abgesegnet. Ansonsten aber spielte sich das Theater zwischen Neuordnung der Bundesfinanzverwaltung und Rechtschreibreform vor leeren Parlamentsbänken ab.

Die endgültige Beschlußfassung des Gesetzes steht in diesen Wochen an. Tritt es in Kraft, sind die Überbleibsel des Sozialstaatsprinzips ad acta gelegt; dann ist der Hunger als Waffe nach Europa importiert. Mehrere hunderttausend Menschen in diesem Land werden dann per Gesetz zum Weiterfliehen oder Krepieren an Ort und Stelle gezwungen sein. Zu hoffen bleibt nur, daß sie sich massenweise für eine dritte Variante entscheiden. Nämlich sich zu nehmen, was ihnen seit mindestens 500 Jahren zusteht. Vielleicht kommen ihnen dabei ja - wie von Pfarrer Harald Rohr aus Herne empfohlen - »öffentliche Lebensmitteldiebstahl-Aktionen« christlicher Mitmenschen zu Hilfe. Aber Vorsicht! Denn natürlich ist die Bestätigung der »Ausländerkriminalität« auch eine Intention der Gesetzesinitiative, die im übrigen die in Rede stehende Zwangsarbeit für Flüchtlinge festschreibt und zur Konfiszierung ihrer Vermögenswerte ermächtigt.

Konkret 06/98, S. 29

Peter Hacks

Jetztzeit

ROTE SOMMER

Derweil der große Haufen sich, in überengen
Behältern drangvoll duldend wie auf Viehtransporten,
Aus Deutschlands nördlich milden Breiten oder Längen
Hinquält zu seinen grauenhaften Urlaubsorten,

Begeben Preußens dünkelhafte Kommunisten,
Gewohnt, in völliger Absonderung zu glänzen,
In Linnen leichtgewandet, duftenden Batisten,
Nach ihren Dörfern sich und Sommerresidenzen.

Und sie verharren vor Parterren mit Verbenen
Und nippen edlen Wein in schattigen Remisen.
Manchmal, nicht allzu oft, empfängt wohl dieser jenen,
Beziehungsweise jener bewillkommnet diesen.

Dann nehmen sie den Tee aus köstlichen Geschirren,
Plaudernd vom Klassenkampf, während ein Pfau, ein bunter,
Gekrönter Mohrenvogel, mit metallnem Flirren
Durch Heckenwege schreitet und zum See hinunter.

Konkret 06/98, S. 29

Oliver Tolmein

Der gute Wille der RAF

Die Abschiedsnote der RAF zeigt vor allem eins nicht: eine durchdachte Kritik der eigenen Geschichte

Alles noch mal wie früher: Die Medien suchen Experten, die Experten wiegen bedenklich die Köpfe, verweisen auf Erkenntnisse und das BKA, die eher gelangweilte Öffentlichkeit blättert die Morgenzeitungen bloß weiter oder zappt auf den anderen Kanal, wo gerade nicht der Generalbundesanwalt sein Loblied auf die Erfolge des Rechtsstaats anstimmt. Nur anders als in den guten alten Zeiten, da die Bewegungen sich noch bewegten, die Linken noch die Linke sein wollten und mit der DDR ein Fleckchen Deutschland existierte, in dem die Helden der Inneren Sicherheit nicht nach Lust und Laune schalten und walten konnten, bedarf es im April 98 keiner Bombe, um die Diskussion über »Innere Sicherheit« aufflackern zu lassen - es reicht schon ein schlichter Text, die Erinnerung daran zu aktualisieren, daß gefährlicher als alles andere linke Gewalt ist.

Die »Rote Armee Fraktion« hat lediglich auf neun engbeschriebenen Seiten erklärt, sich auflösen zu wollen: »Die Stadtguerilla in Form der RAF ist nun Geschichte.« Eine Feststellung, die, so selbstverständlich sie nach der Entwicklung der RAF seit 1992 auch ist, ein wenig Verlegenheit produzieren müßte: Die Geheimdienste, die TE-Fahnder und ihr Generalbundesanwalt müssen nun noch mehr Phantasie aufbringen, um glaubhaft zu machen, daß die Berliner Republik von links in ihren Grundfesten bedroht ist; die legalen Alternativen verlieren eine Fraktion, von der sie sich wunderbar abgrenzen konnten und die sich gleichzeitig für eigene Mißerfolge in die Pflicht nehmen ließ, weil sie die Repression provoziert haben soll, die uns andere daran hindert, die Menschen dort abzuholen, wo sie gerade stehen, weil sie sich vor Angst nicht mehr aus dem Haus trauen; die Verschwörungstheoretiker verlieren nicht nur ein »Phantom«, sie müssen auch erklären, wieso ein so wunderbar funktionierendes Geheimdienstprojekt, wie die RAF es angeblich gewesen ist, nun einfach abgewickelt wird. Vor allem aber haben die verbliebenen Mitglieder der illegalen Gruppe selbst ein Problem: Der Weg zurück in die Legalität dürfte für sie außerordentlich schwer zu ebnen sein. Werden sie aber gefaßt, das zeigt zuletzt die Verurteilung Birgit Hogefelds zu lebenlanger Haft, haben sie wenig Gutes zu erwarten. Der Rechtsstaat BRD dankt seinen Feinden ihre Niederlage nicht.

Bei aller Verlegenheit fast überall: Für die Tagespolitik, aber auch für die absehbare Zukunft der Rest-Linken in der BRD markiert die offizielle Erklärung des Endes der RAF keinen Einschnitt. Zwar finden in dem wohl letzten Text, der mit rotem Stern und Kalaschnikow unterzeichnet ist, eine Vielzahl von Schlagworten aus den gegenwärtigen linksradikalen politischen Debatten Erwähnung, eine Auseinandersetzung mit den kontroversen Positionen ergibt das aber so wenig wie eine Analyse der gegenwärtigen Entwicklung in Deutschland. Wie schon zu Zeiten, in denen den Worten Taten folgten, wird lieber apodiktisch behauptet als argumentiert: »An die Stelle der alten >Sozialstaaten< wird beispielsweise in Europa unter der politischen und ökonomischen Hegemonie der BRD und mit der BRD als rassistischem Frontstaat ein ganzer Kontinent zum Polizeistaat gemacht.« Das klingt kraftvoll und erklärt doch nichts: Spanien und Portugal zum Beispiel sind keine »alten Sozialstaaten«, sondern waren bis in die 70er Jahre hinein faschistische Diktaturen, und inwieweit die BRD im Vergleich zu Frankreich und Großbritannien ein »rassistischer Frontstaat« ist, bedürfte ebenso einer Klärung wie die Frage, was die RAF unter einem »Polizeistaat« versteht. Zwar wird in Ländern wie der BRD der Sicherheitsapparat seit Jahrzehnten systematisch ausgebaut, gleichzeitig nimmt aber die Akzeptanz von Polizei und durchgreifenden Gesetzen auch zu - und zwar keineswegs nur in der »Biederkeit von Stammtischen und Bourgeoisie«: »Polizeistaat« suggeriert dagegen, daß die zunehmende Repression auf Kontrolle einer sonst nicht mehr in den Griff zu bekommenden Gesellschaft aus ist.

Charakteristisch für die Situation in Deutschland ist aber gerade nicht, daß sie aus den Fugen gerät, sondern wie sie sich formiert. Die RAF hat eine Ahnung davon, läßt sie aber in einem Schwall von Worten verschwinden: »Auch Ausgrenzung und Verfolgung durch die soziale Abstumpfung innerhalb der Gesellschaft ist hier und anderswo alltäglich. Rassismus von unten bedroht das Leben von Millionen, was in Deutschland die mörderische Markanz der historischen Kontinuität dieser Gesellschaft in sich trägt.« Die »historische Kontinuität«, der deutsche Nationalsozialismus, kommt in dem Abschiedsbrief der RAF immer wieder vor - um die heroische und historische Bedeutung der eigenen Aktivitäten herauszustreichen: »Nach der Ausmerzung des Widerstands durch die Nazis ist mit den Aktionen der Stadtguerillagruppen nach 68 ein von der Macht nicht mehr zu integrierendes Moment des Klassenkampfes in das postfaschistische Westdeutschland zurückgekehrt.« Daran ist wenig Wahres. Entscheidender ist aber, daß die RAF in ihrem Schluß-Statement die Auseinandersetzung mit dem gelegentlich in offenen Antisemitismus umgeschlagenen eigenen Antizionismus blockiert, indem sie sich umstandslos zur antinazistischen Kraft Nr. 1 in der Bundesrepublik erklärt. »Wir stehen zu unserer Geschichte«, verkündet das letzte Kommando stolz - ein Satz, der folgenlos bleibt, weil sich die Autoren ihre Geschichte gar nicht bewußt machen.

Durch ihre enge Liaison mit terroristischen palästinensischen Gruppierungen, hat die RAF (und die RZ) stets auch eine Front gegen die Überlebenden der deutschen Vernichtungspolitik gebildet. Als 1972 ein palästinensisches Kommando die israelische Olympiamannschaft in München als Geiseln nahm, kommentierte die RAF in ihrer Erklärung: »Die Aktion des Schwarzen September war antifaschistisch. Sie hat den Zusammenhang zwischen dem alten NS-Faschismus und dem entfalteten Imperialismus als dem ersten durch und durch faschistischen System hergestellt. Der Nationalsozialismus war nur die politische Vorwegnahme des imperialistischen Systems der multinationalen Konzerne.« Ließe sich diese Behauptung noch als konformistischer Ausdruck des damaligen linken Zeit-Ungeistes abtun, überschritt die Charakterisierung der israelischen Politik als »Moshe-Dayan-Faschismus« und die Behauptung: »Israel hat seine Sportler verheizt wie die Nazis die Juden - als Brennmaterial für imperialistische Ausrottungspolitik« die Grenze zum, als Antizionismus verkleideten, Antisemitismus. Zwar ist die Schrift zum »Schwarzen September« unter den besonderen Bedingungen der Isolationshaft entstanden und wohl auch nicht von der Gefangenengruppe insgesamt verfaßt worden, doch es gab auch später keine distanzierende Auseinandersetzung von Gefangenen oder der RAF mit diesem Text, obwohl er in den letzten Jahren immer wieder öffentlich thematisiert und kritisiert wurde. Eine Organisation aber, deren führenden Kadern die Ermordung israelischer Sportler in Deutschland einstmals als »antifaschistische Aktion« galt, hat wenig Anlaß, in einer Bilanz der eigenen politische Erfahrungen stolz auf das eigene »antifaschistische Engagement« zu sein.

Das gilt um so mehr, als die Gruppe, die die RAF heute bildet, selbst noch am Schluß ihrer Auflösungs-Erklärung wie selbstverständlich »der GenossInnen der palästinensischen Befreiungsfront PFLP« gedenkt, »die im Herbst 1977 in internationaler Solidarität beim Versuch, die politischen Gefangenen zu befreien, Ihr Leben ließen«. Mag angesichts der Aktion der GSG 9, die bei der Befreiung der entführten Lufthansa-Maschine »Landshut« in Mogadischu den Tod des palästinensischen Kommandos einkalkulierte, Trauer auch verständlich sein, so ist sie ohne eine Reflektion der engen Zusammenarbeit von deutschen Antiimperialisten und palästinensischen Kämpfern bloß rührselig. Die PFLP, die die Friedensbemühungen Arafats in den letzten Jahren scharf kritisiert und statt dessen zusammen mit der islamistischen Hamas-Bewegung auf eine Fortführung der Intifada gesetzt hat, zielte seit eh und je auf die Zerstörung des Staates Israel - ein Ziel, daß sich mit der unspezifischen Formel »Kampf gegen Herrschaft und für Befreiung«, die die RAF gerne verwendete, zwar irgendwie fassen läßt, aber doch nur um zu zeigen, wie untauglich solche Phrasen für die Bewertung emanzipatorischer linker Politik zumal in Deutschland sind.

Auch an anderen Punkten stellt sich die RAF nicht einer kritischen Auseinandersetzung, sondern wischt über sie hinweg. Nicht mal das Zerwürfnis in den eigenen Reihen, die Spaltung von 1993, wird analysiert. »Konkrete Antworten auf konkrete Fragen« hatte die Gründungsgruppe der RAF im »Konzept Stadtguerilla« verlangt und geben wollen. Heute konstatiert sie zwar ihr Scheitern - setzt sich aber nicht mehr mit dem auseinander, was sie mal gewollt hat. Statt die Zielsetzungen, Ansprüche und Analysen von einst in Beziehung zum eigenen Handeln und zu dessen Ergebnissen zu setzen, werden große Worte zu Papier gebracht, mit denen konkrete Politik nicht mehr in Verbindung zu bringen ist: »Befreiung«, »Aufbruch«, »Emanzipation der Menschheit«. Das Scheitern wird so zu einer ähnlich schlecht überprüfbaren Kategorie wie die Jahre davor die Fortführung des bewaffneten Kampfes. Die Niederlage ist kein Ergebnis klar zu benennender Ursachen, sondern wird zum allgegenwärtigen, andauernden Zustand. Lernen läßt sich daraus nichts mehr. Nur ein Fehler wird denn auch benannt: »Die ausbleibende politisch-soziale Organisierung ist ein entscheidender Fehler der RAF gewesen.«

Nun kann man sich streiten, ob das Ausbleiben von etwas ein Fehler ist - die RAF, die vor 27 Jahren das »Konzept Stadtguerilla« verfaßt hat, war jedenfalls etwas weiter als die RAF von 1998: Jene konnte nämlich erklären, warum die Stadtguerilla in dieser unzulänglichen Form betrieben wurde: »Wir wollten, daß jeder von uns gleichzeitig im Stadtteil oder im Betrieb in den dort bestehenden sozialistischen Gruppen mitarbeitet, den Diskussionsprozeß beeinflußt, Erfahrungen macht, lernt. Es hat sich gezeigt, daß das nicht geht. Daß die Kontrolle, die die politische Polizei über diese Gruppen hat, ... schon jetzt so weit reicht, daß man dort nicht sein kann, wenn man auch noch unkontrolliert sein will.«

Statt aus dieser Erkenntnis und den eigenen Erfahrungen Schlüsse zu ziehen, verabschiedet sich die RAF 1998 mit Allgemeinplätzen: »Der weltweite Aufbruch, aus dem auch die RAF kam, ist nicht durchgekommen, was bedeutet, daß die zerstörerische und ungerechte Entwicklung bis jetzt nicht umgedreht werden konnte.« Das ist nicht nur hilflos formuliert, auch der (wahrscheinlich) zugrundeliegende Gedanke speist sich aus einem Denken, das keine Dialektik kennt, sondern nur vorwärts oder rückwärts, das glaubt, auf Begriffe verzichten zu können, weil es doch vor allem auf den guten Willen ankomme.

Konkret 06/98, S. 31

Wolfgang Pohrt

Pohrt antwortet

Wenn du Oberhaupt eines Staates werden willst, gr□ nde einen

Jahrelang haben die »FAZ«, vertreten durch ihren für Südosteuropa zuständigen Herausgeber Johann Georg Reißmüller und Außenminister Klaus Kinkel sich redlich bemüht, im Kosovo einen Krieg in Gang zu setzen. Warum? Was können sie sich von einem Gemetzel in dieser Gegend versprechen?

Will Reißmüller was? Er scheint mir eher zu denen zu gehören, die nicht wollen, sondern müssen, in dem Sinn etwa, wie der Triebtäter keine Zwecke verfolgt, sondern seiner Obsession gehorcht. Kinkel ist wieder ein anderer Fall. Es redet was, wenn er auftritt, und eine Weile versucht man auch, die Person zu finden, die redet, also das Subjekt, das etwas bezweckt oder von einer Leidenschaft getrieben wird. Ich habe die Suche längst aufgegeben.

Und was verspricht sich die »Ethnie der Albaner« von einem zweiten eigenen Staat? Mehr Amselfelder?

Herr und Frau Ethnie sind mir nicht bekannt. Aber wir kennen doch einen Joschka Fischer. Der würde morgen die Kernkraft als neuen Heilsbringer loben, wenn er nur glauben könnte, daß er dann endlich Außenminister wird. Stellen wir uns nun diesen Mann als Kosovo-Albaner vor und nennen wir ihn Rugova. Was bleibt ihm übrig, als die nationale Souveränität zu fordern? Eine andere Chance, auf die ganz hohen Posten zu kommen, gibt es nicht. Der jugoslawische Sozialismus hatte mit seinem hervorragenden Bildungssystem eine Menge Leute produziert, die keinen ihren Erwartungen entsprechenden Job fanden. Die Parole »Mehr Mut zur Selbständigkeit« leuchtete denen sofort ein: Wenn du Oberhaupt eines Staates werden willst, gründe einen.

Der Haß deutscher Politiker und Journalisten konzentriert sich auf den Präsidenten Restjugoslawiens. Was haben Reißmüller Kinkel und die anderen ausgerechnet gegen den Milosevic? Er ist kein Kommunist mehr. wahrscheinlich ist er nie einer gewesen, und Politschurken seiner Art findet man doch an jeder Ecke der Welt. Aber bei keinem andern werden die Kinkels und die Reißmüllers so fuchtig wie bei ihm.

Politschurken, sagen aufgeklärte Leute, seien Figuren wie Milosevic oder Kabila, und der Fehler von Nicht-Politschurken wie Kohl oder Clinton bestünde darin, mit verschiedenen Maßstäben zu messen. Man wirft ihnen vor, daß sie parteiische Richter wären, weil man vergessen machen will, daß sie nicht Richter, sondern Täter sind. Dazu ein Zitat aus der »FAZ« vom 23.3.98: »Bei der vor fünf Jahren gescheiterten Gefangennahme des somalischen Milizehefs Aidid haben amerikanische Soldaten nach Angaben der Londoner Zeitung >Observer< etwa tausend Somalier erschossen. Wie die Zeitung am Sonntag unter Berufung auf Recherchen eines amerikanischen Journalisten berichtete, feuerten die Soldaten wahllos auf die Menge, darunter auch auf Frauen und Kinder.« Stellen wir uns mal vor, die serbischen Sicherheitskräfte hätten bei der Rebellenjagd auf einen Schlag tausend Albaner abgeknallt.

Such is life. Milosevic tut, was seine Kollegen unter ähnlichen Umständen vor ihm taten und nach ihm tun werden. Zur Frage nun, warum man ihm das verbietet. Vielleicht, weil die Serben seit den Schüssen auf Erzherzog Franz Ferdinand als glühende Anhänger eines Nationalstaats gelten und weil man deshalb ein Exempel an ihnen statuieren will.

Bislang wurde der Nationalismus doch eher gefördert und geschürt.

Aber nur, um aus den alten Machtblöcken die Elemente herauszubrechen, aus denen man seinen eigenen neuen Machtblock bauen will. Souveränität war Voraussetzung für die Aufgabe derselben zugunsten von Mitgliedschaft in Nato, EU etc. An selbständigen Staaten auf Dauer ist keiner interessiert, wie man sich leicht ausrechnen kann. Schauen Sie: Der moderne Nationalstaat mit Volkssouveränität und Demokratie wird unbezahlbar, wenn a) das Kapital aus den Leuten Bedürftige macht und b) die Bedürftigen sich dann per Stimmabgabe Unterstützung genehmigen können. Es hat keinen Zweck, die Rationalisierung der Produktion voranzutreiben, wenn man die Wegrationalisierten nachher durchfüttern muß. Die politische Umverteilung des Reichtums wiederum findet statt, solange die Wegrationalisierten Stimmvieh bleiben. Und sie bleiben Stimmvieh, solange sie die Staatsbürgerschaft besitzen. Als Ersatz für die Demokratie bietet sich - alternativ zur (gescheiterten) faschistischen Lösung - der Rückgriff auf vor-nationalstaatliche Herrschaftsformen an.

Faschistische Lösung heißt Festhalten am Nationalstaat dergestalt, daß er sich in einen Raubstaat verwandelt. Man macht aus dem Arbeitslosenheer eines, das unter Waffen steht. Für die Massen fällt ein Teil von der Beute ab. Die Beute schmiedet Massen und Führung oder Ausgebeutete und Ausbeuter zu einer politischen Einheit zusammen. Es bleibt bei der Volkssouveränität, bei der Abhängigkeit der Führung vorn Willen des Volkes, weshalb der Volkswille dauernd inszeniert und manipuliert werden muß.

Rückgriff auf vor-nationalstaatliche Herrschaftsformen heißt demgegenüber, daß der Pöbel als Machtfaktor ausgeschaltet wird. Man kann ihn dann einfach ignorieren. Er darf zuschauen, aber er spielt nicht mehr mit - keine Massenaufmärsche, keine verordneten Demonstrationen etc. Das Dritte Reich war auf die Mobilisierung der Massen angewiesen, Europa ist es

nicht. Die Machthaber wollen unter sich bleiben, das Volk soll als politisches Subjekt fortan ebensowenig eine Rolle spielen wie in Europa unter Karl dem V. oder Maria Theresia. Das historische Vorbild für Brüssel ist der von Kafka beschriebene Behördendschungel der Habsburgerdynastie, ein Geflecht anonymer Mächte ohne klar abgegrenzte Kompetenzen. Er hat mit dem Anspruchsdenken der Leute keine Probleme mehr, er läßt ein solches gar nicht erst entstehen. Er erzeugt jene Gottergebenheit und Leidensfähigkeit, die man bei den Russen sehen kann. Bergarbeiter, die ein halbes Jahr ohne Lohn arbeiten und sich, wenn das Geld dann immer noch nicht kommt, leise weinend umbringen.

Anders als in Bosnien waren diesmal die USA von Anfang an dabei und haben auch gleich die Regie übernommen. Warum? Haben sie eigene Interessen in der Region, oder wollen sie nur sicherstellen, daß die Deutschen sich nicht in irgendeinem Teil Welt als die respektierte Ordnungsmacht etablieren? Wird im Kosovo eine weitere Schlacht des Kalten Kriegs zwischen Deutschland und den USA geschlagen?

Neulich haben zwei Bengel, 10 und 12 Jahre alt, in Arkansas gleich haufenweise ihre Mitschülerinnen erschossen. Denen muß es wie Frau Albright gegangen sein, die manchmal, wie sie sagt, die Geduld verliert, sie dann aber, im Unterschied zu den Bengeln, notgedrungen wiederfindet. Sprechen Sie besser mit dem Sigmund-Freud-Institut, wenn Sie Genaueres über die Motive der amerikanischen und der deutschen Außenpolitik erfahren wollen.

Konkret 06/98, S. 32

Günter Giesenfeld

Erben des Pol-Potismus

Der ehemalige Führer der Roten Khmer ist tot, seine Truppe aber noch nicht. Das ist, wie in den Jahren zuvor, nicht zuletzt ein Verdienst des Westens

Zuletzt hatte die mythische Figur des kambodschanischen Dschungels nicht einmal mehr einen politischen Tauschwert. Mitte April verkündeten die Roten Khmer einem eigens dazu herbeigerufenen Reporterteam der »Far Eastern Economic Review«, sie wollten Pol Pot ausliefern, damit er vor ein internationales Tribunal gestellt werden könne, wenn sie dafür Lebensmittel, Medikamente und Straffreiheit erhielten. Aber anscheinend wollte ihn niemand haben. »Wir haben keine Möglichkeit, mit den Amerikanern oder mit anderen Ländern Kontakt aufzunehmen. Mit wem sollen wir über die Übergabe verhandeln? Können Sie uns den Kontakt mit den richtigen Leuten vermitteln?« fragte Stabschef Khem Nuon am 11. April die verdutzten Reporter, denen zuvor ein Soldat zugeflüstert hatte: »Dies hier ist zu Ende, können Sie mich in die USA bringen?«

Der Deal mit Pol Pot ist nun nicht mehr möglich, der legendäre Führer der Roten Khmer starb am 15. April um 22.15 an Herzversagen. »Ich habe ihn nicht getötet«, versichert, ohne gefragt worden zu sein, Ta Mok, seit einigen Monaten alleiniger Chef der schrumpfenden Truppe, und beschuldigt Pol Pot posthum, ein »vietnamesischer Agent« gewesen zu sein. Der Rundfunk verkündete den Abgang des zuletzt unter Hausarrest Stehenden mit wenig freundlichen Worten: »Pol Pot ist verreckt.« Der hatte sich zuvor noch die Haare schwarz gefärbt in der Hoffnung, bei einer eventuellen Verhaftung durch Regierungstruppen oder abtrünnige Rote Khmer unerkannt zu bleiben. Seine letzte politische Äußerung war ein Aufruf zur Einheit unter den Kambodschanern, »damit Vietnam unser Land nicht auffrißt«.

Der endgültige Niedergang der Roten Khmer begann wahrscheinlich schon mit den von der Uno organisierten Wahlen im Jahre 1991, an denen sie sich nicht beteiligten, sondern die Fortführung des Guerillakampfes gegen die neue Regierung, eine brüchige Koalition aus Sozialisten und Monarchisten, vorzogen. Dieser Kampf ist seitdem als kleiner Bürgerkrieg fortgeführt worden. In seinem Verlauf aber hat wahrscheinlich der innere Zersetzungsprozeß weit mehr zur Schwächung der Bewegung beigetragen als die Angriffe der Regierungstruppen. In den letzten zwei Jahren liefen die Anführer der Roten Khmer massenhaft zur Regierung in Phnom Penh über und nahmen in der Regel ihre Regimenter mit. Die wahrscheinlich entscheidende Massendesertion fand im August 1996 statt, als etwa die Hälfte der im Westen des Landes operierenden Streitkräfte unter Ieng Sary die Seiten wechselte.

Im Juni 1997 fanden ergebnislose Gespräche zwischen Ta Mok, dem 1970-75 für seine blutige Schreckensherrschaft berüchtigten »Schlächter«, und Anhängern von Prinz Ranariddh über ein Zusammengehen statt. Dies war der Auslöser für Pol Pots letzte Säuberung, die zu seiner Verhaftung führte und zu Massenhinrichtungen anderer Pol-Pot-treuer Führer. Am 21. März 1998 desertierte etwa die Hälfte der Ta Mok noch verbliebenen Truppen. Die Aufständischen übernahmen im Namen der Regierung die Kontrolle über ihre Gebiete östlich von Anlong Veng. Im Kampf gegen diese Rebellion mußte Ta Mok seine letzten Kräfte mobilisieren. Währenddessen desertierte am 24. März eine weitere Division im Hauptquartier Anlong Veng selbst. Damit waren die Reste der Roten Khmer ihrer letzten Basis beraubt und zogen sich in den Dschungel nach Norden, an die thailändische Grenze zurück. Zwei weitere Divisionen ergaben sich am 29. März kampflos in der Gegend des Tempels von Preah Vihear den Regierungstruppen. Ta Mok hat zum Zeitpunkt von Pol Pots Tod nach Schätzungen verschiedener Seiten noch zwischen 500 und 1.600 Soldaten unter seinem Befehl. Etwa 35.000 Zivilisten leben noch unter der Kontrolle der Roten Khmer.

Der Niedergang eines Traums, aus dem allzu schnell ein Alptraum wurde, hat viele Gründe. Die geheimnisvolle Anonymität, die Pol Pot als Person ungreifbar machte, ihn aber vielleicht deshalb besonders leicht zum Mythos werden ließ, ist letztlich historisch nicht ohne Logik. Denn auch seine »Bewegung«, die Roten Khmer selbst, haben in einem historischen Sinn nie als identifizierbare programmatische Größe existiert. Wie bekannt ist, stammt der Name, den sie selber niemals benutzten, von Sihanouk, der damit die »linken« Intellektuellen und Revolutionäre in Unterscheidung zu den rechten, den »blauen Khmer«, bezeichnete. Nur kurze Zeit führten sie den Namen »Kommunistische Partei Kampucheas«, viel typischer sind aber abstrakte Namen wie die »Angkar« (die Organisation), unter denen sie ihre Herrschaft ausübten und ihren Terror als schicksalhafte Fügung erscheinen ließen.

Im westlichen Teil der Welt bezeichnete man mit dem Sihanoukschen Begriff bald nur noch einen Teil der kambodschanischen Widerstandsbewegung: die Fraktion unter Saloth Sar (dem späteren Pol Pot), die sich eine radikalmaoistische Ideologie zugelegt hatte und deren konkrete politische Ziele so oft mit der Konjunktur der momentanen Umstände wechselten, daß man bei der Suche nach identifizierenden Merkmalen eher auf Beweggründe, Visionen und Wahnvorstellungen stößt: die Vision eines von Feinden umgebenen Kambodscha, das nur auf sich allein gestellt und isoliert eine neue Existenz aufbauen kann, der Rekurs auf die mittelalterliche Größe des Khmer-Reiches und seine gesellschaftlichen Strukturen, der aus dem Verlust dieses Reiches stammende Haß auf die Vietnamesen, denen die

Eroberung des (von den damaligen Angkor-Königen aufgegebenen) Mekong-Deltas nicht verziehen wird. Hysterisches Mißtrauen, Fremdenhaß und Größenwahn waren die bestimmenden Motive dieser Gruppe, die bald nach der Eroberung der Macht im Jahre 1975 aus einem von Massakern und Massenhinrichtungen geprägten inneren Machtkampf in der kambodschanischen Widerstandsbewegung siegreich hervorging.

Eine historische »Würdigung« dieser Bewegung müßte zwei opportune und deshalb wider besseres Wissen immer wieder geäußerte Mißverständnisse berichtigen. Das erste betrifft die umstandslose Gleichstellung der Roten Khmer mit ihren Rivalen und dann Feinden in der Widerstandsbewegung selbst. Diese hatte sich in dem Augenblick wegen unüberbrückbarer ideologischer und politischer Differenzen gespalten, als die in Paris ausgebildeten Intellektuellen Khieu Samphan, Ieng Sary, Pol Pot u. a. zur bereits bestehenden »Khmer Issarak«-Bewegung stießen. Das Schisma entzündete sich nicht zufällig an der Frage der Zusammenarbeit mit der vietnamesischen Befreiungsfront und trennte, vereinfacht gesagt, ein dogmatisches, ultranationalistisches von einem realpolitisch orientierten internationalistischen Lager. Es ist also eine politische Zwecklüge, wenn der amtierende 2. Premierminister Kambodschas, Hun Sen, immer wieder als »Roter Khmer« bezeichnet wird.

Das zweite Mißverständnis: Man könne die Entstehung und den Verlauf der Herrschaft Pol Pots und die Geschichte des Pol-Potismus aus allein innerkambodschanischen Zusammenhängen erklären. So wichtig diese sind: Daß diese Gruppierung nur existieren konnte, wenn und solange sie ausländischen Interessen nützlich war, ließ sich schon in den ersten Wochen des »Demokratischen Kampuchea« erkennen. Nach den inneren Säuberungen, die sich vor allem gegen die jetzigen Machthaber in Phnom Penh richteten, ging Pol Pot sofort gegen Vietnam vor und wurde dabei von der VR China unterstützt. In Beijing waren die Attacken auf die südlichen Provinzen Vietnams nur ein Test, wie dieses Land, das sich der Sowjetunion zuzuwenden begann, auf eine militärische Intervention reagieren würde. Für Pol Pot aber waren diese Angriffe tatsächlich der erste Schritt zur Wiedereroberung von Cochinchina.

Wie sehr die Roten Khmer ihre Weiterexistenz, nach der Marginalisierung durch die vietnamesische Intervention, westlichen Interessen verschiedenster Art zu verdanken haben, dürfte jedem politischen Beobachter klar geworden sein. Ohne die materielle Unterstützung durch die VR China und Thailand, ohne die diplomatische Rückendeckung durch China, die USA und alle westlichen Länder wären die Roten Khmer bald nach 1979 militärisch besiegt und damit politisch erledigt gewesen. Aber für den antikommunistischen Westen mußte Hun Sen der Teufel sein und deshalb wurden dessen Feinde mit nicht geringem materiellen und rhetorischen Aufwand und massivem politischen Druck immer wieder quasi rehabilitiert und im politischen Spiel gehalten. Erst als diese Unterstützung ausblieb (seit etwa zwei Jahren), begann der »natürliche« Niedergang einer Bewegung, die eigentlich längst sogar ihre politisch-taktische Raison d'être verloren hatte.

Oder doch nicht? Ta Mok verhandelte schon zwei Tage nach dem Tod Pol Pots in Bangkok mit US-Beauftragten. Zuvor hatten Gespräche mit den in der Nachbarschaft operierenden Untergrundkämpfern des Prinzen Ranariddh stattgefunden. Daß das »letzte Aufgebot« der Roten Khmer jetzt Zuflucht bei dem Rivalen Hun Sens sucht, ist konsequent. Auch er ist eine jener Figuren, die keinerlei eigenes politisches Gewicht haben und von außen mit Druck immer wieder ins Spiel gebracht werden. Er hatte sich als unfähiger Politiker erwiesen, die Unterstützung seiner eigenen Partei verloren und war wegen Komplizenschaft mit den Roten Khmer verurteilt und abgesetzt worden. Er kehrte kürzlich, nachdem sein Vater König Sihanouk ihn begnadigt hatte, aus dem Exil in Bangkok zurück und soll, auf Druck der westlichen Staaten, an den Wahlen im Juli teilnehmen. Während die Roten-Khmer-Überläufer, die sich der Regierung in Phnom Penh angeschlossen haben (»Das ist der Preis des Friedens«, sagt Hun Sen), sozusagen auf die Seite der originären Traditionen des kambodschanischen Nationalismus übergewechselt sind, gelten Ta Mok, Khieu Samphan und ihre Getreuen als Unbelehrbare, mit denen es kein Arrangement geben darf Der Westen, und vor allem die Japaner, die die Rückkehr Ranariddhs besonders eifrig betreiben, könnten damit indirekt Ta Mok am Leben halten.

Mehr noch: Der schwerkranke König Sihanouk ließ bei einem Treffen mit den Außenministern von Thailand, Indonesien und den Philippinen durchblicken, daß sein Sohn Ranariddh an den Wahlen lieber nicht teilnehmen solle. Schließlich werde er ja bald automatisch sein Nachfolger als König.

Konkret 06/98, S. 34

Frank Frei

Peace off

Das Friedensabkommen für Nordirland wird an der Diskriminierung der katholischen Minderheit wenig ändern

Am 10. April ist in Nordirland nach einem mehrjährigen Verhandlungsprozeß sowohl unter Beteiligung der meisten nordirischen Parteien als auch der irischen und britischen Regierungen ein Friedensabkommen zustandegekommen. Wahrscheinlich wird das Abkommen am 22. Mai in einer Volksabstimmung in Nordirland angenommen werden. Gleichzeitig wird in der Republik Irland ein Referendum über die Aufgabe des Gebietsanspruchs auf Nordirland abgehalten. Das Friedensabkommen sieht u. a. die Bildung eines Regionalparlamentes in Nordirland und die Schaffung eines gesamtirischen Ministerrates vor. In dem Regionalparlament sollen alle Parteien gemäß ihres Stimmenanteils an der Regierung beteiligt werden. Der gesamtirische Rat dient dem Austausch und der Kooperation in Fragen der Landwirtschaft, des Umweltschutzes und des Tourismus. Die paramilitärischen Gruppierungen sollen gemäß dem Vertrag bis zum Sommer 2000 abrüsten. Dann sollen, wenn denn die jeweiligen Waffenstillstände so lange halten, auch deren letzte Gefangene freikommen.

Nun wäre die Frage, ob es in Zukunft einen oder zwei irische Staaten gibt, nicht weiter wichtig, wenn der nordirische Staat nicht auf einer systematischen sozialen und politischen Diskriminierung der irisch-katholischen Minderheit basieren würde. Die in dem Abkommen vorgesehene Verstärkung des Grundrechteschutzes und der Aufbau einer Gleichstellungskommission benennt keine konkreten Ziele und hängt nicht von gesamtirischen Institutionen ab. Die Gleichstellung soll vielmehr von der neuen nordirischen Bürokratie umgesetzt werden, die von den probritischen unionistischen Parteien dominiert wird. Auch lehnt die Hälfte der unionistischen Parteienvertreter das Abkommen grundsätzlich ab und wird dessen Umsetzung - mehr oder weniger direkt - boykottieren. Solange die unionistische Bevölkerungsmehrheit somit ihre Vormachtstellung nicht aufgeben muß, wird es, zukünftige Gleichstellungsgesetze hin oder her, weiter Diskriminierung geben.

Unmittelbar stellt sich das Problem, daß die Irisch Republikanische Armee (IRA) nach dem Abkommen verlauten ließ, nicht abrüsten zu wollen. Die unionistische Führung knüpft jedoch eine Zusammenarbeit mit Sinn Fein im nordirischen Parlament und die Freilassung der IRA-Gefangenen an die Entwaffnung der IRA und die Fortdauer ihres Waffenstillstandes. Die Freilassung der paramilitärischen Gefangenen bleibt so von der weiteren politischen Entwicklung abhängig. Es ist auch nicht zu erwarten, daß die nordirische Polizei aufgelöst wird oder die britische Armee aus Nordirland abzieht. Eine Kommission zur Polizeireform wird vom ehemaligen konservativen Gouverneur der britischen Kolonie Hongkong geleitet werden. Die unionistischen Parteien haben jedoch bereits klargemacht, daß sie nicht gewillt sind, eine Neuorganisation »ihrer« Polizei hinzunehmen. Da im übrigen kleinere paramilitärische Gruppen weiterhin militant agieren und die IRA sich, was die technischen Voraussetzungen betrifft, diese Option ebenfalls offengehalten hat, wird auch die britische Armee weiterhin präsent und werden die Anti-Terrorismusgesetze in Kraft bleiben. Das bedeutet, daß wie bisher insbesondere das katholische Proletariat alltäglicher Repression durch die Sicherheitskräfte und diejenigen probritischen Paramilitärs ausgesetzt ist, die das Friedensabkommen ablehnen. Auch insofern wird die nordirische Frage nicht gelöst, sondern werden die strukturellen Probleme nur verschoben.

IRA und Sinn Fein haben dem Abkommen als die maßgeblichen Organisationen der antikolonialen, irisch-republikanischen Bewegung zugestimmt. In der zukünftigen nordirischen Regierung wird Sinn Fein deshalb wahrscheinlich zwei der zwölf Minister stellen, um so auf die gesamtirischen Institutionen Einfluß zu nehmen und sich für eine Wiedervereinigung der Insel einzusetzen. Mit diesem Schritt erkennen Sinn Fein/IRA, entgegen ihrer bisherigen Politik, faktisch den nordirischen Staat und das Veto der unionistischen Mehrheit über die weitere politische Entwicklung an. Denn zu einer Wiedervereinigung soll es in Zukunft nur kommen, wenn sich dafür in Nordirland (nicht jedoch, wie bisher von Sinn Fein gefordert, in ganz Irland) eine Mehrheit findet. Auch Entscheidungen im gesamtirischen Ministerrat werden von der Zustimmung der Unionisten abhängen. Es ist deshalb höchst zweifelhaft, ob, wie Sinn Fein meint, durch das Abkommen eine Dynamik entsteht, die in einer Entkolonialisierung Nordirlands mündet. Vielmehr wird Sinn Fein durch eine Mitwirkung an den nordirischen Institutionen ins herrschende System kooptiert.

Diese Entwicklung zeichnete sich schon seit einiger Zeit ab. Sinn Fein/IRA haben sich 1970 von einer mehrheitlich auf einen innernordirischen Ausgleich bedachten republikanischen Bewegung abgespalten, um die katholischen Viertel in Nordirland gegen Überfälle zu verteidigen und die britischen Kolonialherren militant zu bekämpfen. Ab Ende der 70er Jahre sicherte sich die republikanische Guerilla die längerfristige Verankerung in den katholischen Arbeitervierteln durch die Aufnahme sozialistischer Politikelemente. Anfang der 90er Jahre schwenkten IRA/Sinn Fein jedoch auf ein Bündnis mit der Partei der katholischen Mittelklasse in Nordirland, der SDLP, und der bürgerlichen Regierung in Südirland um. Nachdem der bewaffnete Kampf und der Aufstieg Sinn Féins zur Wahlpartei die Wiedervereinigung nicht zu erreichen vermochten, versucht Sinn Fein nun auf parlamentarischer Ebene, die SDLP in der Gunst der nordirischen Katholiken zu überholen.

Die republikanische Bewegung knüpfte ihre Sozialismusvorstellungen an die Regulationsmöglichkeiten eines fordistischen Staates. Als nationale Befreiungsbewegung sieht sie sich als legitime Vertreterin des irischen.»Volkes«, weswegen ihr der gegenwärtige Übergang in die konstitutionelle Politik nicht ganz fern liegt. Dieser Staatsreformismus paßte in der Vergangenheit zum fordistischen Sozialismusverständnis. Unter postfordistischen Bedingungen hat die Sinn-Féin-Führung jedoch zuletzt auch die Ansiedlung multinationaler Konzerne in Irland unterstützt, was sie früher ablehnte. In bezug auf das Friedensabkommen heißt dies, daß sich die Vorstellungen der SDLP durchgesetzt haben. Diese will Nord- und Südirland zukünftig als Euroregion miteinander verbinden. Durch eine ungehinderte Kapitalakkumulation könnte Nordirland gegebenenfalls an den postfordistischen Boom in der Republik Irland anschließen. Solange die unionistische Bevölkerung dafür ihre Suprematie nicht aufgeben muß, wird sich ein größerer Teil von ihr mit einer solchen Vorstellung durchaus anfreunden können.

Infolge der Umorientierung von IRA/Sinn Fein haben sich einige Gruppen abgespalten, die den militanten Kampf gegen den nordirischen Staat fortsetzen wollen. Im Unterschied zur republikanischen Bewegung in der ersten Hälfte der 80er Jahre besitzen diese jedoch weder eine sozialistische Praxis noch eine Strategie, wie die Fortführung des bewaffneten Kampfes die unionistische Vorherrschaft brechen könnte. Wenn schon eine relativ starke und geeinte IRA dies nicht vermochte, wird es nun einer zersplitterten republikanischen Bewegung erst recht nicht möglich sein. Insofern ist das Kalkül der britischen Regierung aufgegangen, einen größeren Teil der republikanischen Bewegung zu integrieren, um den Rest militärisch zu zerschlagen oder zumindest noch besser kontrollieren zu können.

Die unabhängige Republikanerin Bernadette McAliskey hat der republikanischen Führung im Februar 1996 als Gegenstrategie vorgeschlagen, den bewaffneten Kampf öffentlich für beendet zu erklären und ein antiimperialistisches Bündnis aufzubauen, das alle antikolonialen und sozialistischen Kräfte auf der Insel umfaßt, um so der durch die Friedensverhandlungen legitimierten unionistischen Vorherrschaft offensiv entgegentreten zu können. IRA/Sinn Fein lehnten erwartungsgemäß dieses Einheitsfrontkonzept von unten ab und blieben bei ihrem Volksfrontbündnis mit der katholischen Mittelklasse.

Frank Frei ist Mitglied der Hamburger »gruppe demontage«, die im Juni den Bund »Postfordistische Guerilla - Vom Mythos nationaler Befreiung« veröffentlicht (Unrast Verlag)

Konkret 06/98, S. 35

Alexander Bogner

In diesem Sinne - GENiale Kontrolle

Kary B. Mullis hat seine Karriere als Wissenschaftler an den Nagel gehängt. Heute geht der Biochemiker am Strand von La Jolla/Kalifornien surfen. Mit seiner Erfindung der PCR, jener Methode, mit der man winzigste Mengen menschlicher DNA aus Haarwurzeln, Speichel oder Blut wie mit dem Kopierer milliardenfach vervielfältigen und dann zur Identifikation einer Person verwenden kann, trug er dazu bei, daß die Surfer des Kreises Cloppenburg/Niedersachsen zu Ostern nicht am Gardasee einfielen. Tausende von jungen Männern ließen sich statt dessen einen feinen Abstrich aus der Mundschleimhaut entnehmen, der sie vom Verdacht des Sexualmords an einer 11jährigen reinwaschen sollte. Weil die Generalprobe so schön klappte, ließ Kanther drei Tage später mit einer einfachen Anordnung eine zentrale Gen-Datei einrichten, für die er die gesetzliche Grundlage demnächst gern nachreichen wird, weil er darin die Zugriffsbefugnisse auf das begehrte Material noch ausweiten will.

Der beherzte Alleingang des obersten Gen-Sammlers weckte sogleich die Jagdinstinkte seiner Fraktionskollegen. Niedersachsens Christian Wulff reicht der Verdacht auf ein Sexualverbrechen, um den genetischen Fingerabdruck zu nehmen, Bayerns Justizminister Leeb will am liebsten auch Einbrecher speichern. Da wäre es doch nur konsequent, die gesamte Bevölkerung auf Gen-Diagrammen zu kartieren. Schließlich beruht die Entscheidung, ob zwei DANN-Proben von einer Person stammen, lediglich auf einer äußerst präzis kalkulierten Wahrscheinlichkeit. Eine zufällige Übereinstimmung mit anderen Bandenmustern kann nur durch eine lückenlose Erfassung ausgeschlossen werden. Von dem Segen dieser Maßnahme für die Prävention mal ganz abgesehen.

So liegt es nur in der Logik der Sache, daß eine Kriminalistik auf gentechnischer Basis das Kontrollnetz immer dichter knüpfen wird. Allerdings wird sich auch die Qualität dessen, was da heute erfaßt wird, erst in Zukunft herausstellen. Nur drei Prozent der DNA bestehen aus Genen, der Rest gilt noch als funktionsloses Material. Wer kann dafür garantieren, daß im Dickicht der Basenpaare, die das Rückgrat der DNA bilden, sich nicht doch noch kleine aber.(eine Informationen finden lassen, die den Übergang vom Gen-Printing zum Gen-Profil, das genetische Besonderheiten erfaßt, fließend machen? Die restlose Entschlüsselung der menschlichen Erbsubstanz durch das Humangenomprojekt darf hier die schönsten Hoffnungen wecken. Der »Zeit« blieb es vorbehalten, die Kritik am neuen Design der Gesellschaft als virtuellem Gesamtkriminellen besonders hübsch zu formulieren: »Gendatei ja, sie muß aber gesetzlich geregelt sein. « Daß heute niemand absehen kann, was in der Zukunft noch alles zu regeln sein wird, damit die »kriminalistische Revolution« nicht zur evolutionären Kriminalisierung wird, spielt da schon keine Rolle mehr.

Konkret 06/98, S. 35

Robert Kurz

In diesem Sinne - Zeit für Elefanten

Großbanken und Versicherungen haben es vorgemacht, nun folgen die Industriekonzerne: Eine Fusion jagt die nächste. Wer die Verschmelzung von Daimler mit Chrysler die Daimler-Kooperation mit Nissan, den Poker um Rolls Royce oder die Übernahme des US-Konzerns MCI durch British Telecom immer noch für eine Ausgeburt nationalimperialistischer Strategien hält, dem ist nicht mehr zu helfen. Die ehemaligen nationalstaatlichen »ideellen Gesamtkapitalisten« spielen nur noch die Rolle vom Krisenhausmeistern, Bodyguards und Selektionsbeamten für einen neuen Typus transnationaler Konzerne, deren vergleichsweise bescheidene Vorläufer die »Multis« der 70er und 80er Jahre waren. Diese monströsen Gebilde scheinen die Welt unter sich aufzuteilen wie einst die absolutistischen Monarchen und später die imperialistischen Demokratien; aber nicht mehr auf territorialer, sondern auf betriebswirtschaftlicher Ebene. Federführend dabei sind weniger Industriestrategen wie Schrempp als vielmehr die Banken-Konglomerate und anonymen Anlagefonds des neuen transnationalen Finanzkapitals

Diese paradoxe Entwicklung ist die logische Konsequenz der globalen strukturellen Überakkumulation im Gefolge der 3. Industriellen Revolution: Während die Gewinne nicht mehr rentabel reinvestiert werden können, sondern als sterile Liquidität in den Finanzüberbaufluten, läßt spiegelbildlich dazu die irreversible Massenarbeitslosigkeit die Binnenmärkte austrocknen, was seit den 80er Jahren zu Massenbankrotten, Stillegungen und Fusionen hauptsächlich auf nationaler Ebene führte. Unter dem Strich bedeutete das bereits Kapitalvernichtung im großen Maßstab, denn die meisten Neugründungen der letzten 15 Jahre waren keine zusätzliche Produktion, sondern bloß Auslagerungen der Konzerne zwecks Kostensenkung (Outsourcing, Scheinselbständigkeit). Keineswegs überraschend konnte die damit verbundene betriebswirtschaftliche Flucht nach vorn auf die Weltmärkte (Globalisierung) die Krise nur im Weltmaßstab reproduzieren: Die transnationalen Fusionen der späten 90er Jahre zeigen an, daß jetzt die Kapitalvernichtung auf höherer Ebene bevorsteht. In allen wichtigen Branchen werden nur eine Handvoll Megakonzerne überleben, und auch die nur unter der Ägide eines surrealen Kasinokapitalismus. Je größer die transnational fusionierten Monster, desto kleiner der Spielraum der globalen Realakkumulation (und umgekehrt): Das dürfte die Formel für die weitere Verlaufsform der Weltkrise sein, solange die definitive Entwertung des fiktiven Kapitals noch hinausgeschoben werden kann.

Konkret 06/98, S. 35

Oliver Schmitt

In diesem Sinne - An den Marmortischen

Die Lufthoheit über den Stammtischen mag derzeit noch die CDU/CSU halten, jene über den Wohngemeinschaftsküchentischen eventuell die »Taz«, den ideologischen Luftraum über marmornen Stehempfangs-Tischchen aber markiert unbestreitbar die »FAZ«. Dort wird der konservative Diskurs mit Chardonnay und Einstecktüchlein geführt. Stehtischpolitik will adrett inszeniert sein, und freilich darf es dabei auch ganz schön kontrovers zugehen. Der Durchschnittsquerdenker von heute gibt sich angriffig, vor allem bei Scheingefechten.

So ließ sich kürzlich der Alexander-Fest-Verlag für eine Buchpräsentation seines Autors, des »FAZ«-Journalisten Konrad Adam, etwas besonders Gewagtes einfallen - und garnierte die Veranstaltung mit dem selbst in Wirtschaftskreisen mittlerweile als völlig unbedenklich eingestuften grünen Kassenwart Tom Koenigs. Der Chef der hessischen Grünen und ehemalige Stadtkämmerer von Frankfurt durfte Adams »Streitschrift« (Fest) Die Republik dankt ab in den höchsten Flötentönen loben. Konrad Adam hat nämlich die Philosophen der alten und der neuen Welt studiert und mittels Analyse herausgefunden, daß Geld die Welt regiert. Das hörte die versammelte Wirtschaftspresse im Verein mit Deutschbänkern und Brigitte Seebacher-Brandt natürlich gerne.

Und weil Adam nicht nur artig den spießbürgerlichsten aller Gemeinplätze pflegt, die Bürokratiekritik, sondern sogar zum landesweiten Boykott des Seehoferschen Krankenhaus-»Notopfers« aufruft, erhob Koenigs den »FAZ«-Mann so begeistert wie sinnlos zum »Revolutionär« und»Anarchisten«. Was sich dieser freilich verbat. Denn so sehr Adam auch den Verlust des Bürgertums an die Konsumgesellschaft beklagen mag - mit dem Bürger als solchem möchte er doch nur wenig bis nichts zu tun haben. Als ein im Saale Anwesender fragte, ob es denn vielleicht ratsam sei, die Bürger im Rahmen einer Volksabstimmung über die Einführung des Euro abstimmen zu lassen, antwortete Adam, halb mißbilligend, halb entsetzt: »So etwas kann der Bürger gar nicht entscheiden.«

Deswegen entscheidet auch weiterhin die Wirtschaft der Republik, die im Anschluß gemeinsam mit ihrem grünen Hofnarren am Stehtischlein abtankte - mit Chardonnay und Einstecktuch.

Konkret 06/98, S. 38

Kay Sokolowsky

Kunst & Gewerbe

Superplazierung 1

Siebter ist er schließlich geworden, also nix, der self-called »Meister« und »Schlagertherapeut«, die Träne auf Reisen, der Liebling des gerammelten Feuilletons, er, Guildo Horn. Bazon Brock stellt den Bierzeltentertainer im Nach-Birmingham-»Spiegel« vor als, so dumm kommen wir nie mehr zusammen, »modernen Diogenes«. Ja - für Guildo machen alle, die auch sonst nicht ganz dicht sind, gerne ein Faß auf.

Daß die besten Wertungen für das singende Hühneraugenpflaster ausschließlich aus Gegenden kamen, in denen es mehr deutsche Touristen als Menschen gibt, die ihren Samstagabend ausgerechnet vor dem Fernsehkasten vergeuden - geschenkt. Ganze 3.000 Anrufe pro Horn aus Mallorca genügten, um dem Quaddelartigen die begehrten »douze points« aus Spanien zu bescheren. 12 Punkte erzielte das Ungetüm ansonsten allein in der Schweiz und in Holland. Guildo hat den kleinen Grenzverkehr besonders lieb. Indes die Bewohner zivilisierterer Regionen - wie Israel, Polen oder Norwegen - seiner bullettenartigen Performance nur null TED-Punkte gönnen mochten. Zum sechsten Platz fehlten dem Kasper aus Trier schon 36 Zähler, für den ersten hätte er gleich das Doppelte seines Endresultats gebraucht. Und ohne die Handygangster, die sich verschworen hatten, seinetwegen die Wertung zu verfälschen, wäre er - mit 50 statt 86 Punkten - auf den 10. Rang herabgefallen. Wie aber jubelt, stellvertretend für das ganze Pack, die »Hamburger Morgenpost« am 11.52 »Ein gutes Ergebnis, da sind sich alle einig. Ein sehr gutes sogar. Die beste Plazierung seit vielen Jahren.« Die beste eigentlich seit Erschaffung der Welt. Die Bronzemedaille, die vor »vielen Jahren«, d. h. 1994, an Mekado ging - Bagatelle. Horn, das ist die neue Zeit und ein neues deutsches Einmaleins.

Superprinz 1

»Mit Befremden reagierte die Burda-Gruppe« (Hausmitteilung) am 8. Mai 98 auf ein Urteil des Landgerichts Hamburg. Darin wird der Konzern, dem die Welt »Super-Illu«, »Focus« und die »Bunte« verdankt, zur Zahlung von 100.000 Mark Schmerzensgeld an Ernst August von Hannover gezwungen. Der Mann, der als »Prügel-Prinz« berühmter wurde, als die Polizei erlaubt, fühlte sich beeinträchtigt durch ein Foto, das die »Bunte« heimlich von ihm anfertigen ließ und danach in aller Öffentlichkeit herzeigte.

Nicht verhandelt wurde an diesem Tag die Attacke des »Chefs des ältesten deutschen Adelsgeschlechtes« (Burda) auf einen Video-Paparazzo, die diesem eine gebrochene Nase und, im Gefolge der waltenden Die-Medien-haben-Di-ermordet-Idiotie (s. S. 54), nichts als Häme einbrachte. Und ihm auch vor Gericht nicht viel einbringen wird: Auf »rund 1.500 Mark« schätzt Burda-Sprecher Philipp Welte das Almosen ' das dem Reporter maximal zusteht. Laut der »Schmerzensgeldtabelle deutscher Gerichte« (Welte) mußte man bislang übrigens und wenigstens einen »drittgradigen offenen Unterschenkelstückbruch« in Justitias Waage legen, um so spendabel abgefunden zu werden wie der Ernst August von.

Supervirus

Computerviren-Erfinder sind gemeinhin Haderlumpen. Nun aber ist mal einer am Werk, der keine Nervensägerei, sondern einen wahrhaft humanen Auftrag verfolgt. »Computerviren«, erzählte ein Fachmann dem Fachreklameblatt »Computer & Co.« (5/98), »bekommen ihre Namen von der Anti-Virus-Industrie. Der >Lady-Di-Virus< wird so genannt, weil er im Internet den Song >Candle In The Wind< ... zerstört.« Lob, großes, allergrößtes Lob und Preis dem anonymen Menschenfreund!

Superprinz II

Die ziemlich bigotte Empörung Burda-Weltes (»Im Ergebnis versucht ein Teil der adligen Prominenz, die Pressezensur in Deutschland wieder einzuführen«), aus der weniger die Angst vorm Ende der Meinungsfreiheit klingt als vielmehr die Sorge um die Portokasse, wäre der Rede nicht wert, hätte Welte sich nicht in seinem Zorn dazu verstiegen, etwas zu versprechen, was im Dunstkreis der »Bunten« reichlich bizarr erscheint: »Wir werden dafür kämpfen, daß die Pressefreiheit wieder vom Kopf auf die Füße gestellt wird«, verkündete der Mund von »Burda-Medien«, und: »Die Presse muß die Wahrheit berichten dürfen«. Aber hallo. Und man staunt ja doch, wie in Zeiten des Zwangs die geborenen Antikommunisten Karl Marx paraphrasieren. Allerdings - wollen wir überhaupt eine Pressefreiheit haben, in der blaue Bluter zwar nach Herzenslust abgebildet, aber weiterhin nicht adäquat beleidigt werden dürfen? Denn natürlich wird die »Bunte« den Teufel tun und neben die Fotos von Adeligen schreiben, was dahin gehört - »seine Ahnen wurden 1789 leider übersehen« z. B., »sie ist der Rest vom Inzest« oder »Großes Banditenmeeting im Escorial«.

Ein »Sonderrecht für adlige Promis« hat Welte beklagt - als wären nicht zumal die Blätter seines Hauses daran schuld, daß das feudale Gelump sich weiterhin spreizt und dicketut. Im übrigen ist es gar kein Wunder, daß Burda vor Gericht unterlag. Der Anwalt des »Prügel-Prinzen« heißt nämlich selber - Prinz (Matthias). Da konnte ja nichts schiefgehen.

Superprogramm

»Täve« Schur, erklärte der Herausgeber dieser Zeitschrift im April, sei der einzige und sogar »ein vorzüglicher Grund, zur (Bundestags-)Wahl zu gehen«. Leider nur in »Leipzig-Süd«. Mittlerweile darf auch der Rest des Reichs sich wieder auf den Wahltag freuen, Denn die Anarchistische Pogo-Partei Deutschlands (APPD) hat beschlossen, ihren Spitzenmann und Großvordenker Karl Nagel gegen Schröder und Kohl ins Rennen zu hetzen. Seitdem ist in der palastartigen (rd. 3,8 qm) Parteizentrale gegen eine Spende von »Hassumanemaak« bis »Prügel-Prinz-Tarif« das bestgeschwätzte Wahlprogramm zu beziehen, das die akute teutsche Demokratie zu bieten hat (Marktstr. 147, 20357 Hamburg). Der reine Scheiß stehe darin, werden altgediente Klassenkämpen mosern. Stimmt wohl. Aber wie verwegen formuliert!

Die Ideologen der APPD fordern ein, was wir uns, mal ehrlich, immer wünschten: »Jedem Kontoinhaber eine Million Dispo-Kredit! «; »Für das Recht auf Arbeitslosigkeit bei vollem Lohnausgleich!«; »Frieren ist scheiße! Ein Hoch auf die Klimaerwärmung! « Und dann, auf Seite 37, wird's richtig vernünftig. »Einen besonderen Maßnahmenkatalog haben wir den bedrohten Tierarten gewidmet, so z. B. dem ... Blauwal. Dieser sympathische Meeressäuger stellt nicht nur eine wertvolle Ressource für den regenerierbaren Rohstoff Lebertran dar, sondern könnte nach entsprechender Dressur auch als Schiffsantrieb genutzt werden. « - Also, mit Augustinus zu reden: spende, wähle!

Superplazierung II

Als Nicole 1982 mit »Ein bißchen Frieden« den letzten deutschen »Grand Prix«-Gewinn einfuhr, wurde nicht nur die Ausführung des Nato-Doppelbeschlusses gänzlich unvermeidbar. Es war dies auch das letzte Mal, daß sich die Deutschen ernsthaft für den Schlagerwettbewerb der Eurovision interessierten. Bis der »Meister« kam. Eine »diffuse alberne Aufbruchsstimmung« im Lande konstatierte Rayk Wieland angesichts von »Schröders Wahl- und Guildo Horns Schlagersieg« (KONKRET 4/94). Und die Deutschen sind offenbar fest entschlossen, sich ihre doofe Euphorie nicht nehmen zu lassen. Wir sind Siebter - wir haben gewonnen! »Bei der Wertungsrunde sieht ganz Europa den Meister auf allen Vieren über den Teppich krabbeln« (»Hamburger Morgenpost«). Hätte er hineingebissen, er wäre im Oktober Bundeskanzler.

Seit im Februar 96 die »neue deutsche Spaßkultur« vom »Spiegel« entdeckt und aufs windigste beschrieben wurde (»In Deutschland macht sich eine Generation von Spaßverliebten breit«), hat kein Eingeborener mehr Scheu, sich zu dem Dreck zu bekennen, mit dem er seinen Partykeller dekoriert. Die einzige sinnvolle Funktion von Trash - zu ventilieren, was einer mehrheitlich prüden Gesellschaft ansonsten den Deckel absprengen würde - war in Deutschland stets obsolet: Wo man keine Scham kennt, gibt es keine Prüderie. Und was hierzulande für Regelverletzung gehalten wird, ist in der Regel bloß die Affirmation der herrschenden Wurschtigkeit. Wiederum der »Spiegel« freut sich denn auch zwei Tage nach Birmingham ein Loch in den Kopf. Das »Trash-Fieber« erlöse die Deutschen »zumindest für eine Weile vom Terror des guten Geschmacks«. Welcher Terror, so die Top -

Analyse weiter, vor allem von den »intellektuellen Volkserziehern« der »Zeit« und der »Woche« ausgeübt werde. Das mußt du erst mal bringen: der Gräfin und dem Bissinger Geschmack nachsagen. Ein Schlager, der der ganzen Welt anbietet, von Deutschland geliebt zu werden, schafft es nicht mal, unter die ersten sechs des europäischen Schnulzenspiegels zu kommen. Also titelt die lokale Boulevardzeitung auf Seite 4: »jetzt ist er unser Gott! « Der deutsche Sonderweg und sein Hauptmotiv - »wir werden euch schon einbleuen, uns zu mögen! « -, ist eben noch lange nicht Geschichte. »Mit Guildo Horn«, bemerkte die »Times«, »müssen die Deutschen wohl beweisen, daß sie Humor haben«. Genauso ist es, und wiewohl resp. weil der regressive Quatsch den gewünschten Eindruck aufs Ausland verfehlte, fühlt die Volksgemeinschaft sich bestätigt.

Supersex

»Sex und Marcel Reich-Ranicki?« fragt die inkommensurable Dana Horakova am 7.5.98 in »Bild« - »paßt das zusammen?« - »Doch.« Nun folgt aber kein Klatsch über SM-Orgien hinter den Kulissen des »Literarischen Quartetts«. Sondern die Ankündigung des bislang abgreiferischsten und lächerlichsten Beitrags zum Brecht-Jahr: »Marcel Reich-Ranicki liest Texte von und über Bertolt Brecht«. Daß RR, vorlesend, außer als Stimme von Petrosillus Zwackelmann in einer Hörspielfassung des *Räuber Hotzenplotz,* in jedem, wirklich jedem Fall als Rezitator eine Fehlbesetzung wäre und im Falle BBs auch ist, verrät »Kulturstück«-Dana, indem sie die hingäschludärrrte Frrrächheit als »Erotik-CD« vermarktet und mit RR überhaupt nichts anderes als die Fuck-ability BBs und die »Lover«-quality des Kritikers selbst bequaken mag.

»Wie kann«, sabbelt Dana, die, wie RR, über BB alles weiß, was sich zwischen Vesper und Abendbrot lernen läßt, »wie kann ein miserabler Liebhaber geniale Liebes-Verse schreiben? Er lacht: >Er mag die Damen im Bett enttäuscht haben. Er selbst war es nie.<« Und weil auch er selbst, RR, nie es war, nämlich enttäuscht über seine Leistung, gibt »der strenge Herr« (Horakova) sich einer Hoffnung hin, die auf ein Ego schließen läßt, das mind. fünf Hektar größer ist als das von BB: »Ich hoffe, daß meine CD viele Menschen zum Lesen verführen wird.« Blödsinn, »lesen«! Vögeln sollen die Kanaillen! Schließlich geht es da um perverse Verse »des wohl größten Machos der deutschen Literaturgeschichte«, der nicht nur »viele Affären mit seinen Mitarbeiterinnen«, sondern auch keinen Bissen Obst für den jungen RR übrig hatte, als dieser ihn 1952 heimsuchte. Die vorzügliche Intuition BBs aber, der dem RR keine einzige Weintraube spendieren mochte, hat der »Professor« (»Bild«) mit seiner CD endlich rrrächen können. Und die Nachwält steht betrrroffän.

Superschmierlappen

Auf den alten Reflex der nationalen Progressiven bei Berührung mit dem Ruhm ihrer Väter *(unbeschreibliche Verbrechen - Trauer und Wut - nie vergessen - Betroffenheitsübungen vermeiden - Unbequemes äußern dürfen)* ist weiterhin Verlaß. Viele Jahre, nachdem die Attributierung einer Discothek als »gaskammervoll« der »Taz« eine ihrer schwersten Krisen eintrug, goes heute endlich anything, und kein Sturm, nicht mal ein Lüftlein der Entrüstung erhob sich, als Anfang Mai dieser Untertitel in der »Taz« zu lesen war: »Von Sammelbesprechung mag man im Zusammenhang mit >Holocaust-Literatur< nicht sprechen.« (Weshalb man es dann grade tut. Im ersten Entwurf stand für »Sammelbesprechung« wahrscheinlich »Rezensionskonzentrate«.) »Auch vor der Selektion guter und schlechter Bücher schreckt der Rezensent zurück.«

Zwar hätte kein Mensch von drei Groschen Verstand einem Kritiker gleich mehrerer Überlebenden-Bücher unterstellt, er, der Rezensent, stehe dabei wie Mengele an der Rampe von Auschwitz.

Aber das externalisierte Gewissen des Untertitel-Schnoddertropfs will sich nicht erwischen lassen, und darum unterlaufen ihm prompt alle Fehler, die es vermeiden wollte. Der folgende Artikel von Michael Westphal hat den degoutanten Sound des Redakteurs übrigens ebenso gut drauf. »Soll er«, fragt Westphal ohne eine andere Not als die seines unsortierten Schädels, »am Ende, polemisch gesagt, selektieren, die guten rechts, die schlechten links?«

Das aber ist, »am Ende«, nicht etwa polemisch, sondern patzig gesagt. Und darin, in der Popularisierung der offensiven Patzigkeit, liegt, »am Ende«, das historische Verdienst der »Taz«. Nun, da kein Aas sich mehr an ihrem Sound stört, sollte sie den Laden, bitte, zumachen. Bundeswehr-Reklame kann Rühe auch woanders schalten. Und der rituelle Antifaschismus, der im Zweifelsfall Nazis doch bloß für »Protestwähler« hält, hat in der größerbürgerlichen Presse, »am Ende«, immerhin einen Vorzug: Er behauptet nicht, das witzigere Ritual zu sein.

Hamburger Anthologie*

BESCHWÖRUNG

Komm über die Schwelle, Unke
mit dem Goldaug. Während der Nacht
verläßt der Schatten den Körper.

Bald geht die Taustreicherin
durch die Wiese. Dann
erheben, umgetrieben, die Toten
sich aus dem Moor.

Gieß vom Wein einen Rest
vor die Tür, daß sie nicht eintreten
in unser Schweigen. Die Rätsel
beschreiben, das laß uns

versuchen. Es hilft kein Erklären,

Dunkel aus dem Nebelsee ragt

der Widerrist des Erinnerns.

Da haben, Harald Gerlach, Sie uns aber um den Mittagsschlaf gebracht! Kein Goldaug bekamen wir mehr zu, nachdem wir Ihr gruselig Poem gelesen! Dem Klappentext Ihres brandneuen Lyrikbandes »nirgends und zu keiner stunde« (Aufbau-Verlag) entnehmen wir zwar, daß Sie aus Thüringen 1992 noch Leimen wechselten, nicht aber, wann Sie in die Mysterien des Voodoo eingeführt wurden. Wie Furunkel aus dem Nebelsee regt der, wie bitte? der Widerrist?!, der Widerrist des Verschweigens. Denn es hilft kein Erklären. Bzw.: Erklären Sie uns bloß nicht, welches satanische Komplott Sie und Ihren Schatten in eine Weltkapitale der Langeweile wie Leimen verschlagen hat! Und warum nicht gleich - Minsk? Oder Salzgitter! Um aber unsere von Ihrer schwarzen Mousse, ah, Messe zerknitterten Nerven Wieder zu glätten, gießen wir uns jetzt mit der Taustreicherin vom Wein einen Rest ein, bis wir über die Schwelle unken. Wohlsein!

*geisterhafter Gedichte

Konkret 06/98, S. 41

Georg Seeßlen

Pop goes Wahlkampf

Im täglichen, öffentlichen und privaten Gebrauch entstehen Mythen in der Regel durch die Anwendung eines einfachen Satzes: Früher war alles besser. Nehmen wir als Beispiel die parlamentarische Demokratie im allgemeinen und den Wahlkampf im besonderen. Früher ging es um Programme, heute geht es nur noch um Personen. Früher ging es noch um Aussagen, heute geht es nur noch um Medienpräsenz. Früher waren die Parteien Ausdruck gesellschaftlicher Interessen , heute sind sie nur noch Instrumente verschiedener Fraktionen des ökonomischen Netzes. Früher schwitzten und schimpften Charakterköpfe, heute basteln Werbe-Agenturen an Images. Ja, früher, da hatten wir noch eine Demokratie, daß es nur so krachte. Bemerkenswerterweise kommen die Halblinken und die Halbrechten in unserer Gesellschaft mit diesem Mythos gleich gut zurecht. Er dient sogar zur Legitimation des Weitermachens. Und man trifft sich selbst noch in nationaler Larmoyanz, wenn man von der »Amerikanisierung« unserer Wahlkämpfe spricht.

Was sich geändert hat im System der politischen Repräsentation, das geschah vor allem zu dem Zweck, es sich gleich bleiben zu lassen. Tatsächlich sind einige Phasen der Transformation in der Werbung für Politiker erkennbar: In der Nachkriegszeit bis in die sechziger Jahre wurde der Politiker als autonomes Ideal vorgestellt, das seinen Glanz (und sein Drama) aus der gehobenen Sphäre der Politik in die Pop-Kultur spiegelte. Wir erinnern uns an den gemalten Konrad-Adenauer-Kopf auf den Wahlplakaten - zu einer Zeit, da das Gemalte Freude und das Fotografierte vor allem Katastrophen versprach. Die Ablösung der Politiker-Malerei durch die Fotografie in den späten sechziger Jahren war zugleich den Veränderungen ästhetischen Empfindens geschuldet und mußte einen Schub der Banalisierung auslösen. Nicht zuletzt dies war ein Grund dafür, schließlich aus der Not eine Tugend zu machen, indem das Banale sozusagen zur eigentlichen Botschaft gemacht wurde. Das geschah vor allem durch die Präsentation des Politikers als Menschen. Statt den sinnreich in die Zukunft blickenden Staatsmann erlebten wir den Wahlkämpfer als treuherzigen Familienvater. Die guckten jetzt nicht mehr entschlossen, sondern wie am Muttertag. Weil aber die deutschen Politiker, nebst wenigen Politikerinnen, nie so gut aussahen wie die Leute in der Rama-Werbung, verwendete man bald darauf gleich die ideale Werbe-Familie selbst als politische Repräsentanz. In den siebziger Jahren sah deshalb die Wahlwerbung aus, als wollten sich verschiedene Bausparkassen in der Phantasie vom kleinbürgerlichen Familienglück toppen.

Ein Jahrzehnt darauf hatte sich, wie man so sagt, das politische Klima wieder verändert. Allerlei Krisen machten sich bemerkbar, das Bild der fröhlichen Familie reichte nicht mehr aus, um den Wahlkampf als fröhliche Entpolitisierungsfeier zu inszenieren. Es wurde die Zeit der kräftigen Farben und schließlich der lustigen Reduktionen. Die Zeit von Blau und Grün und »Kohl spricht« und »Strauß kommt«.

Wieder ein Jahrzehnt später fand der Wahlkampf bereits weitgehend im Fernsehen statt. Plakatwerbung diente nun vor allem der medialen Multiplikation, Bilder sollten sich festsetzen. Und schon in diesen achtziger Jahren begann sich die nationale Kehrtwendung auch in der Wahlwerbung auszudrücken: Die Farben erhielten ihre alten Symbolwerte zurück, sie verloren an popiger Fröhlichkeit, wurden erdhafter und deutscher. Aus dem reinen Bild (dem Illusionscharakter eines Kopfes, einer Situation, einer Phantasie) und der reinen Parole (Namen und Meta-Worte ohne eigentlichen Inhalt) entwickelte sich als drittes das Zeichen, die letzte Aufhebung einer linearen und rationalen Argumentation. Die Verwendung des Zeichens führte einerseits weit zurück in die politische Mythologie und erinnerte daran, daß das Zeichen vordem eines war, um das sich soziale Bewegungen ganz direkt konzentriert hatten. Es war andererseits gerade in seinem frivolen Gebrauch sehr nützlich, um genau das Gegenteil auszudrücken, die Dislokation der sozialen Bewegungen, ihre prinzipielle Vorläufigkeit. Das Zeichen mußte einem das warme Gefühl geben, zu etwas dazuzugehören, und zum anderen jegliche weitergehende Verpflichtung ausschließen. So hatten wir unsere grinsenden Sonnen und einen bayrischen Rautenlöwen auf der Heckscheibe des Autos, von dem Nichteingeweihte nicht einmal wußten, daß er nur der Partei- und Wahlkampfpresse der CSU entnommen sein konnte, der aber genügend heimatliche Gefühle zu erzeugen imstande war, um den Pawlowschen Reflex des Kreuzes an der richtigen Stelle hervorzurufen.

Ende der neunziger Jahre haben sich die Verhältnisse noch einmal verschärft. Die Vermischung des Politischen und des Privaten - der Wahlkampf als Familienangelegenheit - hat sich als zweischneidig erwiesen. Der Kreis der Lieben tendiert nämlich dazu, auseinanderzubrechen und sonstwie Skandale zu verursachen. Wenn in den siebziger Jahren ein Politiker oder eine Politikerin ohne Familie auftrat, hatten sie/er schlechte Karten; ein Politiker oder eine Politikerin in den neunziger Jahren hat Glück, wenn er/sie die Seine/Ihre unterm Deckel halten kann. Das Ideal ist eher die getrennte Medienpräsenz. Leider bekommt man Kochsendungen im Fernsehen erst, wenn der Partner die Wahlen schon gewonnen hat.

Die Personalisierung des Wahlkampfes ist also an eine gleichsam natürliche Grenze gelangt: Dieses Personal bringt's einfach nicht. Mit den Glücks- und Familienbildern (Modell siebziger Jahre) ist es auch so eine Sache. Sie bekommen es

mit einer Glaubwürdigkeitslücke bei echten Familien zu tun, bei denen es im besten Fall aussieht wie bei Al Bundy oder Mutter Beimer. Die Lösung ist, wieder einmal, wundersam postmodern: die Mehrfachcodierung. Nach dem Debakel der Grünen mit ihrem 5-Marks-Benzin ist allen Parteien der sogenannten Mitte klar: Nichts erwarten deutsche Wähler im Jahr 1998 so wenig wie eine vernünftige Aussage. Sie suchen, so scheint's, mehrheitlich nur nach Spiegelungen und Bestätigungen.

Während die Politiker sich in Groß-Mythen verwandeln, die um so größer werden, je deutlicher es wird, daß sie immer mehr zu repräsentieren und immer weniger zu sagen haben, bekommen ihre Zeichen eine neue Klarheit (die Mischfahne von Deutschland und Europa als CDU-Zeichen) und erreichen ihre Inszenierungen endlich das Niveau der Volksmusik-Sendungen. Das bedeutet keineswegs Niveauverfall. Welches rhetorische oder ästhetische Niveau hätten die deutschen Parteien vordem gehabt? Es bedeutet etwas anderes: den Weg von einer offenen in eine geschlossene Gesellschaft. Die Meta-Botschaft dieser Art Wahlkampf ist die Produktion virtueller aber geschlossener Räume, in denen sich das Privatleben und die Politik vollkommen kongruent verhalten. Ein Meisterwerk der Inszenierung einer geschlossenen Gesellschaft, die eine vollständige symbolische Repräsentanz erreicht, war der Parteitag der Schröder-Partei. Entsprechend richten sich auch die »Themen« des Wahlkampfes aus; sie handeln nicht von der Verbesserung der Welt, sondern von der Schließung der neuen Grenzen. Sie handeln nicht mehr von »Ihnen« (erste Phase), nicht mehr von »uns« (zweite Phase), nicht mehr von »ich« (dritte Phase der Wahlkampf-Mythologie), sie handeln von »wir«.

So gut wie nichts wird sich ändern durch das Ergebnis der Bundestagswahl im September 98. Und doch wird sie semiotische Gewinner und Verlierer produzieren. Ihrem möglicherweise eigentlichen Ziel, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit/Schwesterlichkeit, hat die deutsche Demokratie der Nachkriegszeit nie sonderlich gut gedient. Sie hat so ziemlich alles verraten, was man verraten kann. Warum also nicht auch sich selbst? Aber als Pop-Event war diese Demokratie, vor allem in ihren Wahlkämpfen, immer erster Güte. Pop heißt: Man bekommt, was man will, und wenn man es anfaßt, ist es weg. Man wird betrogen und hat Spaß dabei.

Konkret 06/98, S. 42

Alexander Bogner

ABM fürs Gen

Fünf Museen haben eine gigantische Akzeptanzbeschaffungsmaßnahme für die Gentechnologie organisiert

»Bild«, März 1962: »Vererbungsforscher: Es gibt zwölf erbliche Krankheiten!« - »Bild«, August 1966: »Mollig ist erblich. US-Professor: Dicke müssen hungern!« - »Bild«, November 1995: »Gene sagen, wann wir sterben.« Zu dämlich das alles, nicht repräsentativ? Bitte sehr: »Früher haben wir gedacht, unser Schicksal stünde in den Sternen. Heute wissen wir, es liegt mehr oder weniger in unseren Genen.« Das ist nicht etwa das Credo irgendeines Schundblattes. Hier spricht der Nobelpreisträger James Watson, und der kann es sich leisten, das neue Gen-Dogma so ungeniert auszuposaunen. Weil die altbackene Wissenschaftsgläubigkeit des maßgeblich an der Organisation des Humangenomprojekts beteiligten Genetik-Pioniers diese Botschaft im Zeitalter postmoderner Vernunftschelte aber schwer verdaulich macht, versucht derzeit ein Ausstellungsprojekt, sie einem anspruchsvolleren Publikum in appetitlichen Häppchen zu servieren.

Gleich fünf Museen wollen, so verspricht es der gemeinsame Ausstellungskatalog, eine so breite wie differenzierte Diskussion über Gentechnik initiieren. Seit dem 27. März läuft das Gemeinschaftsunternehmen »Gen-Welten« parallel im Schweizer Vevey (Musée de l'alimentation), in Dresden (Deutsches Hygienemuseum), in Bonn (Kunsthalle), München (Museum Mensch und Natur) und Mannheim (Landesmuseum für Technik und Arbeit). Initiator des Projekts ist der Direktor des Nestle-eigenen Alimentariums, Martin Schärer. Vor vier Jahren brachte er mit seiner Ankündigung eines Forschungsvorhabens über die Möglichkeiten des Einsatzes der Gentechnik im Lebensmittelbereich den Stein ins Rollen.

Die Dresdner, mit knapp einer Million Mark von internationalen Biotech-Multis wie Novartis, Smith Kline Beecham, Schering und Boehringer ausgestattet, konzentrieren sich auf den medizinischen Bereich: Ober weite Strecken wird der Forschungsfortschritt bei den Sponsoren weichgezeichnet. »Ein amerikanischer Traum«, so erfährt man, sei für das Garagenlabor Amgen in Erfüllung gegangen. Amgen ist heute ein multinationaler Konzern, der mit gentechnisch erzeugten Medikamenten für Dialysepatienten jährlich über eine Milliarde Dollar umsetzt. »Ein Herz für Menschen: Die Xenotransplantation«, heißt es ein paar Meter weiter, wo Versuche der englischen Firma Imutran vorgestellt werden, Schweine gentechnisch so zu verändern, daß ihre Organe auch dem Menschen eingesetzt werden können. Die Bonner Kunsthalle will ihren Bildungsauftrag vor allem an Schulklassen exekutieren. Ausstellungsbegleitend werden in einem Laboratorium Experimente angeboten, in denen die Schüler/innen anhand der DNA-Analyse eines Virus die Verfahrenstechnik der Gendiagnostik erleben können. In einem anderen Versuch dürfen sie die kriminalistische Errungenschaft des DNA-Fingerprintings hautnah erleben.

»Wenn eine neue Wissenschaftsrichtung und eine neue Technologie mit großen Chancen, aber auch unvermeidbaren Risiken breit akzeptiert sein soll«, so umschreibt der Direktor des Dresdner Hygienemuseums Klaus Vogel den real existierenden Sachzwang, »so wird die Gesellschaft an einem breiten Diskurs über das Thema nicht vorbeikommen.« Ängste, Emotionen und Einsprüche gegen den unkontrollierten Fortschritt einer sich selbst legitimierenden, weil äußerst lukrativen Technik gilt es in eine kritische, aber grundsolidarische Begleitung des Unvermeidlichen zu transformieren. Deshalb gibt Vogel der konzertierten Gen-Aktion gleich noch das »Meta-Ziel« vor: die »Befähigung zum Diskurs«. Die allerdings erhält man, den Szenarien der Ausstellungen nach zu urteilen, offensichtlich erst nach bestandenem Genetikdiplom. Denn in erster Linie sind es fachwissenschaftliche Defizite, die die Ausstellungsmacher ausgleichen wollen.

Im Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit, wo vor kurzem noch eine Leichenschau als Party-Event inszeniert wurde (s. KONKRET 4/98), werden die Besucher zu diesem Zweck auf eine 180 Meter lange Durststrecke durch die Geschichte der Genetik geschickt. In dem laborweißen Endlosgang stürzen die Eckdaten dieser Wissenschaft und Meilensteine ihres stetigen Fortschritts in Form bunter Pfeile links und rechts auf die Besucher ein. Los geht es - das ist in Mannheim nicht anders als in München oder Dresden - mit dem ewig erbsenzählenden Augustinermönch Gregor Mendel und dem von ihm konzipierten Prüfungsstoff für die Oberstufe. Brav wird man über die Wunder von Mitose und Meiose, die faszinierende Proteinsynthese und die verblüffende Wirkung von Restriktionsenzymen informiert.

Ein TV-Gerät bietet derweil einen echten Knüller: »Transkription, Translation und Spiralisierung von DNA«, und wer danach noch nicht genug hat, schnappt sich eine 3D-Brille, eilt in den »Erlebnisraum« und macht mit Hilfe der ausgefeilten Simulationstechnik eine Entdeckungsreise durch das »Innere der Zelle«, die so spannend ist wie das ganze übrige Mannheim. An Zentrosomen und Ribosomen vorbei geht die Fahrt ins Dickicht von Nucleinfäden und Chromatingerüsten und immer tiefer, über Fadenknäule und Doppelstränge hinweg, hinein ins Zentrum der Kernmatrix, bis man schließlich völlig gefangen ist im farbigen Gen-Netz - oder eingeschlafen. Die Tour de force durch das ca. 200 Seiten starke Genetik-Lehrbuch auf Schautafeln endet bei den neuesten Errungenschaften der Zunft, beim Klonschaf Dolly und seinen Verwandten, die heute mit ihrer Milch Hämoglobin ausschenken. Am Ende des auch architektonisch sanft ansteigenden Mannheimer Fitneßparcours für den kritischen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wartet, das ist doch etwas

enttäuschend, nicht die Prüfungskommission, die über die Diskursfähigkeiten des Traktanden befindet, sondern ein Saal von der Größe und Aura einer Schalterhalle, der das Herz der Ausstellung birgt: das Gen-Labor.

Das Gen-Labor ist keine Hexenküche. Dieser Merksatz, in München noch in dicken Lettern über dem Eingang zu dem peniblen Nachbau einer modernen Forscherwerkstatt montiert, kommt im Mannheimer Landesmuseum im Rollkragenpullover und mit roten Backen daher. Ein Student hinter einem chromglänzenden Rolltischchen demonstriert zu jeder vollen Stunde, daß es zur Klonierung, der identischen Vervielfältigung eines Gens, nicht sehr viel mehr braucht als ein Zahnarzt-Besteck. Die Erbsubstanz isolieren, die langen DNA-Moleküle schneiden und im Reagenzglas bearbeiten, in Bakterien transferieren und aus den Bakterienstämmen das gesuchte Gen selektieren. Nichts anderes, wissen die Besucher nach 25 Minuten, geschieht bei der gentechnischen Produktion von Insulin. »Gen-Welten«, ein Jahrmarkt der Alltäglichkeiten. Nur die eifrigen Mitarbeiter fehlen noch, die mit einem Bauchladen durch die Ausstellung eilen und ihre Dienstleistungen feilbieten: Darfs ein klonierter sechster Zeh sein, und für Sie, meine Dame, vielleicht ein kleiner Test auf das Alzheimer-Gen?

Knapp 500.000 Mark haben Branchen-Größen wie Novartis, BASF, Monsanto und Boehringer in die Mannheimer Ausstellung investiert, um die Gentechnik als eine Technik zum Anfassen und Mitmachen zu präsentieren. Kann nun ihre Gefahren besser einschätzen, wer die Teilschritte einer Klonierung aufmerksam verfolgt hat? Läßt sich leichter über die soziale Sprengkraft von Gentests und Gendiagnostik urteilen, wenn man die blitzenden Stahlmonster der Fermentationsapparaturen und Zentrifugen begafft hat?

Die Idee, einen Bio-Leistungskurs im Museum abzuhalten, um, wie der Mannheimer Projektleiter Rüdiger Seltz sagt, »Informationsdefizite« der Öffentlichkeit zu beheben, läßt sich der Annahme vergleichen, Marx habe das Kapital als Herrschaftsverhältnis nur deshalb entlarven können, weil er das Handwerk des Leinenwebens beherrschte. Aber wahrscheinlich ist wieder mal alles viel einfacher, und der Münchner Museumsdirektor Hans-Albert Treff trifft die Intention der »Gen-Welten«, wenn er feststellt: »Die Leute sollen einfach merken: Science is beautiful.«

Kostbare Raritäten aus dem 18. und 19. Jahrhundert werden der modernen Gentechnik zwecks ästhetischer Abrundung beigesellt, Fernrohre und Lichtmikroskope, die den Weg pflasterten für ihren Triumphzug. Schließlich mußten, um einmal mit kleinsten Bio-Bausteinen hantieren zu können, erst einmal die gröberen wahrgenommen werden. Weil heute, im Zeitalter des Raster-Elektronenmikroskops, schon ein gerüttelt Maß an Phantasie vonnöten ist, um eine innige Beziehung zu seinen Genen aufzubauen, hilft eine Prise Museumspädagogik nach. Da können in Dresden an zwei hüfthohen Holzmodellen Abschnitte der zebragemusterten Chromosomen ausgetauscht werden. Da schraubt sich in München die allgegenwärtige Doppelhelix, real eine Molekülkette im Nanobereich, als zwei Meter breite Wendeltreppe vom Boden in die Zimmerdecke, und die Körperzelle wird zum Abenteuerspielplatz, auf dem auch Förmchen und Fußbälle ihren Platz finden. Das alles ist so herzig wie die Vorstellung der Initiatoren, wer nach dem Marathon durch die Exponate den Ablauf der Proteinsynthese, den Aufbau der Messenger-RNA oder das Prinzip der Gel-Elektrophorese kapiert hat, könne endlich kompetent mitreden. Der ist gerüstet für seinen Staatsbürgerauftrag, der Gentechnik künftig nicht mehr durch Übertreibung ihrer kleinen Nebenwirkungen die riesigen Chancen zu verbauen.

Chancen zum Beispiel für den Standort. Bis zum Jahr 2000 sollen bis zu 110.000 neue Arbeitsplätze durch die Gentechnik geschaffen werden, prognostiziert eine im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie gefertigte Studie. Der Gesamtumsatz in der Bio- und Gentechnologie wird dann bei etwa vier Milliarden Mark liegen, wobei der Hauptanteil auf den Pharmasektor entfallen soll. Auf Europa bezogen erweisen sich die Reize der Gentechnik als noch verlockender. Eine Wertschöpfung von 450 Milliarden ECU und die Sicherung von neun Millionen Arbeitsplätzen versprechen die Experten. Angesichts dieser Zahlen, das sehen die Ausstellungsmacher ganz richtig, erübrigt sich eine Grundsatzdebatte, die sich nur am Standort versündigen würde.

Eine über das »Basiswissen Genetik« hinausgehende Reflexion bleibt in der Kunsthalle Bonn der individuellen Kontemplation vor zwölf Exponaten verschiedener Künstler vorbehalten, die so kritisch sind, wie es der Blick des geneigten Betrachters erlaubt. In Mannheim parkt in einer Ecke ein verrosteter Container, der mit grauen Babypuppen gefüllt ist. Eine Reihe von 2,5 Meter hohen Bottichen mit buntem Brausewasser, wohl aus dem Frankenstein-Mixer, regt die Phantasie an und legt das Hirn lahm.

Aber was ist denn nun ein Gen? Für den dänischen Botaniker Wilhelm Johanssen, der den Begriff 1909 prägte, schlicht ein Element des Erbguts, das für die Ausprägung eines Merkmals verantwortlich sein soll. Bis vor kurzem war es dann ein Abschnitt der DNA, der die Bauanweisung für ein bestimmtes Protein enthält. Heute ist es vor allem ein schillernder Begriff, der die Komplexität biologischer Vorgänge auf ein faßbares Etwas reduziert, eine Arbeitskrücke, die morgen schon, wenn die Folgen ihrer Nutzung nicht rückgängig zu machen sind, wieder entsorgt sein kann. Die Grenzen des molekularen Wissenschaftsmodells müssen nicht länger thematisiert werden. Das Gen-Dogma herrscht, und man kann dem mündigen Besucher überlassen, was er nun für ein Gen hält.

Schließlich ist die Vorstellung verlockend, das Leben ließe sich auf kleinste Einheiten hinunterdeklinieren, und die Gene seien seine Macher, wenn nicht unbeeinflußt von der Umwelt, so doch determinierend »in letzter Instanz«. Diese Vorstellung ist das Erbe einer mechanistischen Konzeption des Lebens, die der linearen Logik des Rationalismus gehorcht. Noch die modernsten molekularen Rekombinationstechniken, dem Ideal des Körper-Ingenieurs unterworfen, verbindet eine tiefe Seelenverwandtschaft mit der hochkomplizierten Handprothese aus dem 16. Jahrhundert. Die therapeutischen Erfolge dieses Ingenieur-Ideals, das im Dienste der Quantifizierung und Normalisierung des Lebens arbeitet, treiben die Verdinglichung des Menschen nur weiter voran.

Die molekularbiologisch informierte Medizin diagnostiziert Behinderung exakt als Störung einer Zahlenkombination auf der Bio-Ebene, als chromosomale Aberration, und reduziert sie damit auf einen prinzipiell behebbaren Defekt. Behinderung kann im genetisch-deterministischen Paradigma nicht anders denn als Schädigung des Individuums begriffen werden. Dieser Perspektive bleibt die moderne Humangenetik treu, auch wenn sie der finsteren Vorkriegs-Eugenik längst abgeschworen hat. Die Erinnerung an Eugenik und Rassenhygiene im Dresdener Ausstellungskatalog, der vor einer staatlich gelenkten Menschenzüchtung warnt, gerät zum Persilschein für die Eugenik auf einer qualitativ neuen wissenschaftlichen Grundlage. Die moderne Humangenetik mag sich, wie die Projektleiterin Birte Hantke beruhigt feststellt, von der Eugenik »in wesentlichen Punkten« unterscheiden. Daß sie in anderen wesentlichen Punkten mit dieser konform geht, haben sehr schön die Kollegen in München illustriert.

»Kein Prachtfoto fürs Familienalbum« ist dort ein Bild betitelt, das drei Familienmitglieder, die an einer erblichen Muskelkrankheit leiden, mit schockartig entstellten Gesichtern zeigt. Über den Lebensalltag der drei, ihre Bedürfnisse und Probleme erfährt man nichts, dafür aber viel über instabile DNA-Sequenzen und falsch kopierte Basen der Erbsubstanz. Die Aussparung des Sozialen ist nur logisch. Wenn in den letzten unteilbaren Bausteinen des Lebens die Wurzel für Krankheit, Behinderung und Tod steckt, muß alles Abweichende und Pathologische, wenigstens perspektivisch, nach dem Abschluß des ehrgeizigen Kartierungsprogramms des menschlichen Erbguts verfügbar werden.

Das Humangenomprojekt nimmt in den »Gen-Welten« einen prominenten Platz ein. Bis zum Jahre 2005 soll das menschliche Erbgut restlos aufgeschlüsselt, die genaue Lage der etwa 100.000 Gene auf den Chromosomen bekannt sein. Der Forschung winken Patentrechte, die Pharma-Industrie, die die neuen Ergebnisse mit Gentests und Medikamenten zu Geld machen will, hofft auf bessere Verwertungsbedingungen. Doch das ist nicht die entscheidende Triebkraft des Projekts. Die Menschheit sitzt in einem von Geisterhand gesteuerten Fahrstuhl, erfahren die Besucher in München. »Die einmal in Gang gekommene Entwicklung in Richtung auf völlige Offenlegung des menschlichen Erbguts kann nicht gestoppt werden. Über alle möglichen Folgen nachzudenken, das ist eine dringliche Aufgabe, nicht nur für die beteiligten Wissenschaftler.«

1989 wurde dieses Projekt eines quasi naturwüchsigen Fortschritts in den USA gestartet, 1995 ist die Bundesrepublik eingestiegen. Und zwar mit Volldampf. Waren anfangs nur 40 Millionen Mark vom Staat vorgesehen, soll schon bis 1999 der Etat mit Unterstützung der Max Planck-Gesellschaft, der Forschungszentren und der Chemie-Industrie auf 350 Millionen Mark aufgebläht werden. Die USA werden zu diesem Zeitpunkt 320 Millionen investieren.

Wenn eine so angespornte Forschung in absehbarer Zeit Struktur, Funktion und Regulationsmechanismen der Gene geknackt haben wird, werden Fragen auf eine darauf nicht vorbereitete Gesellschaft treffen, die sich schon heute abzeichnen. Darf sich eine Frau auf das Brustkrebs-Gen untersuchen lassen, wenn vom Ergebnis auch ihre Schwester betroffen ist? Müssen Eltern ihre Kinder vor einer erblichen Krankheit warnen, wenn das betreffende Gen im Familienstammbaum vermutet wird? Und schließlich: Wird der somatischen Gentherapie nicht der Eingriff in die Keimbahn zwangsläufig folgen, der alle Medizin zur Erbbiologie verwandelt, wie das die Nazis forderten, aber nicht einlösen konnten?

Das Museum, erklärt Ernst Ludwig Winnacker, Leiter des Münchner Genzentrums und Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in einem Interview in den »Gen-Welten«, ist eine wichtige Einrichtung für den Diskurs mit der Öffentlichkeit. Gerade bei der Gentechnik müsse da noch viel Vermittlungsarbeit geleistet werden. »In anderen Ländern sind sie schon viel weiter.« Die nötige Nachhilfe gibt es in allen fünf Museen noch bis zum 10. Januar 1999. Und es pressiert. Die Expo 2000 in Hannover steht bevor und ihr Schwerpunkt längst fest: Gentechnologie.

Konkret 06/98, S. 45

Boris Gröndahl

Liaisons dangereuses

Technisch gesehen bieten Computer und Datennetze nahezu unbegrenzte Möglichkeiten für den Schutz der Privatsphäre. In der Auseinandersetzung um den praktischen Einsatz entsprechender Technologien prallen die Interessen von Nationalstaaten, Industriefraktionen und Bürgerrechtlern aufeinander

In der deutschen Debatte über Datenschutz orientiert man sich bis heute an den Fronten der achtziger Jahre. Die Volkszählung und die unter Horst Herold entwickelte Rasterfahndung des Bundeskriminalamts brachten die Existenz und das Überwachungspotential von Datenbanken in Regierungsbesitz ins öffentliche Bewußtsein. Die Technik - miteinander vernetzte Computer - erschien als Bedrohung, die durch Datenschützer im Rahmen gehalten werden müsse.

Fünfzehn Jahre später hat sich das Bild gewandelt. Dank der Erfindungen einiger Mathematiker aus den letzten zwanzig Jahren und dank der Entwicklung in der Computertechnik in derselben Periode gilt die Technik inzwischen nicht mehr als das Problem des Datenschutzes, sondern eher als seine Lösung. Die Schlüsselwissenschaft für den Schutz der Privatsphäre im 21. Jahrhundert heißt Kryptographie. Die Kryptographie handelt von mathematischen Verfahren, Daten und Kommunikation für jeden außer für den, an den sie gerichtet sind, in unverständliches Rauschen zu verwandeln.

Wenn es um die Kryptographie geht, sitzen die Technikfeinde in Innemninisterien, bei der Polizei und den Geheimdiensten. Ihre Option, Telefonate abhören, Faxe abfangen und E-Mails mitlesen zu können, ist durch frei verfügbare Programme wie PGP und kommerziell gehandelte Geräte bedroht. Die technische Entwicklung läuft den Behörden im typischen Tempo der Computerbranche davon. Schon droht der Verlust der altbewährten Telefonüberwachung. Kosteten klobige, für Normalsterbliche kaum erhältliche Chiffriertelefone noch vor ein paar Jahren fünfstellige Summen, so sind heute bereits handliche Zusatzgeräte, die ein Abhören wirksam verhindern, für 2.500 Mark erhältlich. Bald werden sie unter 1.000 Mark kosten.

Hartnäckig, aber bislang erfolglos, versuchen die »Bedarfsträger«, wie die zur Telefonüberwachung berechtigten Stellen im Amtsdeutsch heißen, das Ruder herumzureißen. Vor allem aus dem Innenministerium des Law-and-Order-Mannes Manfred Kanther (CDU) kommen immer wieder Vorstöße, den Gebrauch von kryptographischen Produkten zu beschränken. Im vergangenen Jahr scheiterte Kanther mit dem Vorschlag, per Gesetz dem Staat den Generalschlüssel für alle chiffrierten Nachrichten zu sichern. Das Innenministerium, in den letzten Jahren durchaus erfolgreich beim Ausbau des Überwachungsstaates, stößt hier nicht nur auf den Widerstand einiger Bürgerrechtler. Es hat praktisch die ganze Industrie gegen sich.

Alle, in deren Geschäften digitale Netze eine Rolle spielen, selbst staatsnahe Unternehmen wie Siemens oder Deutsche Telekom und, noch wichtiger, der Bundesverband der deutschen Banken, wehren sich mit Händen und Füßen gegen Kanthers Pläne. Für sie ist die Kryptographie der Schlüssel zum elektronischen Handel, sie fürchten, daß dieser heranreifende Milliardenmarkt von solchen Ansinnen nur aufgehalten wird. Überdies dämmert der Industrie inzwischen, daß die großen Ohren, die nicht mehr nach Osten zeigen, zunehmend auf sie selber gerichtet sind. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist die Industriespionage auf der Prioritätenliste der Geheimdienste ganz weit nach oben gerückt. Im globalen Kapitalismus buhlen die Nationalstaaten mit Standortfaktoren um die einheimische Industrie, und die Bereitstellung technologischer Informationen spielt dabei keine geringe Rolle.

Anders als der Große Lauschangriff tangiert die Regulierung der Kryptographie also zwei heilige Güter der Nation: den Standort Deutschland und die Innere Sicherheit. Der Streit zieht sich bis hinein in die Regierungskoalition. Der FDP-Ehrenvorsitzende Otto Graf Lambsdorff, selbst Ex-Banker und der Finanzszene durch Aufsichtsratsposten immer noch eng verbunden, nahm kürzlich mit einem prominent plazierten Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« dezidiert gegen Kanthers Nachschlüssel-Pläne Stellung. Dieselben Fronten und dieselben Allianzen wiederholen sich beim Thema Kryptographie auf der ganzen Welt. Das global agierende Kapital in einem Zweckbündnis mit den Verfechtern bürgerlicher Freiheitsrechte will starke, frei verfügbare Verschlüsselungstechnologien - die um ihre Souveränität besorgten Institutionen des Nationalstaats wollen diesen Geist in die Flasche zurückbekommen. Jürgen Elsässer, übernehmen Sie.

Konkret 06/98, S. 46

Friedrich Knilli

Pornographie als Propaganda

Der Jude als »Sittenverderber« hat eine lange Mediengeschichte. Ihr berühmtester Fall wurde der von Joseph Süß Oppenheimer, genannt »Jud Süß«

Liebhaber erotischer Literatur und Pornographie begeilen sich an Sodomiten und Nekrophilen, die angeblich Juden sind; sie mögen jüdische Analerotiker, Kinderschänder, Greise, jüdische Zuhälter, Schicksen, Sexualverbrecher. Das beliebteste Sexblatt geiler Nazis war der »Stürmer« aus Nürnberg, beliebtester Softporno von Kindernazis und Halbwüchsigen der NS-Spielfilm »Jud Süß«.*

Nicht die sexuellen Stereotypen haben sich nach Auschwitz verändert, sondern neu ist der Versuch, den Holocaust mit pornographischen Mitteln zu denunzieren. Da wird etwa in nazistischen Schmierereien eines der ältesten antisemitischen Motive wieder ins Spiel gebracht, nämlich die Judensau, der ein junger KZler seinen Schwanz in den After stößt und dabei allen Neugierigen die Scheinfrage stellt: »Haben Sie schon von einem koscheren Schwein gehört?« Ein Dauerrenner unter den Judenwitzen ist der jüdische Lustgreis, der auch bei Skinheads ankommt, wenn er mit einem künstlich versteiften langen Penis vor seiner Greisin prahlt: »Looks Beautiful - Dr. Mengele Did It AGAIN!« Neu und ohne Tradition vor Auschwitz ist das Motiv der Gaskammer. In ihr sitzt ein Jude. Aber das Gas, das den Raum füllt, ist nicht Zyklon B, sondern entweicht Weiberärschen, welche die Kammer vollstinken.

In der langen Mediengeschichte antisemitischer Erotik und Pornographie ist »Jud Süß« der Prototyp des Juden als Sittenverderber. Joseph Süß Oppenheimer kam 1698 in Heidelberg zu Welt. Sein langsamer Aufstieg vom kleinen Händler zum Pächter staatlicher Monopole begann in Mannheim, wo er die Pacht des kurpfälzischen Stempelpapiers bekam. 1733 wurde er Münzenproduzent in Darmstadt und zog wegen wachsender Geldgeschäfte nach Frankfurt um. Entscheidend für sein Leben aber wurden die Aufträge, die er für Carl Alexander von Württemberg erledigte. Süß stieg vom Privatbankier zum geheimen Finanzienrat und damit zum bestgehaßten Mann in Stuttgart auf Nach dem Tode des Herzogs im Jahre 1737 wird Süß vor ein Geheimes Gericht gestellt. Es verurteilt ihn zum Tode. Die Hinrichtung des Unschuldigen am 4. Februar 1738 ist ein europäisches Medienereignis, denn was aus den Verhören an die Öffentlichkeit dringt, macht ihn zu einer Lieblingsfigur judenfeindlicher Marktschreier, die mit ihm in Flugblättern, Gedichten, Guckkästen und Theateraufführungen antisemitische Erotik und Pornographie aufwärmen.

Hauptattraktion einer Schauspielertruppe ist da die Anspielung auf eines der ältesten und bekanntesten Bildmotive antisemitischer Pornographie, auf die Judensau. Juden lecken einem riesigen Mutterschwein den Arsch und saugen an dessen Zitzen. Auf einer solchen Sau reitet Süß in dem Theaterstück über die Bühne. Beliebtes Lustobjekt antisemitischer Phantasien war selbstverständlich auch Oppenheimers beschnittener Penis. In einem Guckkastenstück aus dem Jahre 1738 schreibt eine Christin an Süß: »Euer Exzellenz! ... Hätte mein Lebtag nicht gemeint, daß ein Verschnittener eben so viel Kraft und Vermögen, als einer von unsern Leuten, besitzen, und eine Weibs-Person so wohl vergnügen könnte.« - Oppenheimers Antwort: »Schöne Frau! Etwas will mich in eurem Schreiben fast verdrüßen, weil ihr mich verschnitten nennet, wisset aber, daß ein großmächtiger Unterschied unter einem Beschnittenen und Verschnittenen. Das erste schadt der Liebe nicht, wohl aber das letztere, indem ein Verschnittener zu denen angenehmen Liebes-Wercken ganz und gar untüchtig. Kommt nur fein bald und etwas zeitlicher, ehe die andern kommen; so sollt ihr deutlich erfahren, welche große Kraft ein Beschnittener habe.«

Und natürlich beweinen die Schönen der Nacht die Verhaftung ihres lieben Juden und beschimpfen ihre Ehemänner, die sie zu Schicksen machten und jetzt die Ehrenmänner spielen wollen: »Unsere Männer, die dich ehrten, / Und uns selbst dir zugebracht, / Haben wider dich Beschwehrden / Und viel Klage vorgebracht, / Die dich fast vergöttert hetten, / Wollen dich mit Hörnern tödten.«

Mit Sex and Crime bedienten Drucker und Verleger 1737 bis 1739 nicht nur die sexuelle Neugierde von Voyeuristen und Sodomiten, sondern auch den politischen Protest gegen die sogenannte Herzogspartei. Die explizite Beschreibung der Sexualität des zunächst verhafteten und später hingerichteten Finanzministers hatte subversive und denunziatorische Eigenschaften. Die pornographischen Flugblätter über Süß kritisierten die politischen Autoritäten im Herzogtum Schwaben, die einen Juden in einer Zeit hatten hochkommen lassen, in der Juden nicht dieselben Rechte besaßen. Diese Erotica Judaica waren keine bloße Sexangelegenheit, sondern ein Argument gegen die da oben, ein Angriff gegen den Absolutismus. Sie wurden von politischen Gegnern der Herrschaft in Gang gesetzt, die nicht nur Süß streng verhörten, sondern vor allem die Frauen, mit denen er im Bett war. Diese mußten im Verhör genau erzählen, was Süß mit seinem Penis tat und ob er seinen Samenerguß in oder außerhalb der Scheide hatte. Weigerten sich die Frauen, wurde »mit Zwangsmitteln und Schlägen gedroht«, mit »kriminalistisch-gynäkologischen Untersuchungen«.

Das alles wurde sehr genau protokolliert. Hellmut G. Haasis in seinem neuen Buch über »Jud Süß«: »Bei jeder Begegnung von Süß mit einem weiblichen Wesen fühlten die Untersuchungsrichter sich mit einer Erektion konfrontiert, in ihrer

Phantasie der von Süß, in Wirklichkeit ihrer eigenen. Der Sexualneid voyeuristischer Männer tritt in den Verhörprotokollen unverhüllt auf Mit Lust stürzten sich die Juristen auf Spuren seines Liebeslebens. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit durften sie alles ausforschen, perverserweise bei den Frauen, nicht beim Charmeur selbst. In den Untersuchungen der weiblichen Körper fiel blanker Sadismus über die Opfer her. Ansonsten gab's nur erotisches Kleingeld: papierene Sexualität, tütenschwarze Stimulation der Phantasie, unaufhaltsames Nachsetzen bei den zurückweichenden Frauen. Voyeurismus in der Dienstzeit.«

Diese Süßpornographie fällt in die Hochphase der Aufklärung und in eine Zeit der generellen Krise der europäischen Gesellschaft und Politik, in der pornographische Veröffentlichungen insgesamt zunehmen, weil damit die obszöne Verbindung zwischen Ausschweifung und Tyrannei entlarvt werden sollte. Mit dem Beginn der schrittweisen rechtlichen Gleichstellung der Juden - 1782 erließ Joseph 11. ein Toleranzedikt - änderten sich auch die sozialen und politischen Funktionen antisemitischer Pornographie. In den folgenden 100 Jahren, während der sich die rechtliche Gleichstellung der Juden in Deutschland hinzieht, wird die Süßpornographie mit politischem Anspruch durch kommerziell orientierte Süßerotik ersetzt. So erinnert sich in einem Text von 1801 ein hundertjähriger Aufschneider, daß eine sodomitisch wie analerotisch stimulierte Menge Süß aus der Kutsche gerissen und ihm »Sauschwänze und Saunäbel« um das Maul geschlagen habe, aber er vermeidet Obszönitäten und ergreift Partei für den Juden. Süß habe zu seiner Verteidigung gesagt: »Ihr saget: ich hätte die Unschuld geschändet und Ehen entheiligt. Ich bin aber zu keiner Dirne gegangen und in keines Anderen Ehebett gestiegen, sondern sie suchten alle mich heim, dem keine Rachel in den Armen lag.«

Der erfolgreichste Süßautor in den Jahren der Emanzipation war der Schwabe Wilhelm Hauff, der 1827 für eine der ersten Familienzeitungen, nämlich Cottas »Morgenblatt für gebildete Stände« mit einem erotischen Süß lockte. Der Jude ist bei ihm zwar Zuhälter, wird aber von Hauff nicht so genannt, sondern erscheint als skrupelloser Bruder, der mit der Schönheit und Jungfräulichkeit seiner Schwester und deren Liebe zu einem jungen Christen dessen Vater erpressen will, seinen politischen Gegner. Süß: »War etwa meine Schwester gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr sie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr so dächtet! Dich und Deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater ist gestern eines schweren Verbrechens schuldig geworden, es steht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen. « Aber Oppenheimers Erpressungsversuch mißlingt und ist der Anfang vom Ende: Süß wird hingerichtet. Die schöne Jüdin sucht freiwillig den Ertrinkungstod im Neckar. Ihr Geliebter überlebt, bleibt aber ledig und todunglücklich.

Ganz anders enden die beiden Dramen, die nach Hauffs Fortsetzungsnovelle geschrieben wurden. Das erste stammt von Friedrich Benno Dulk. Das zweite von Otto Ludwig. Dulks »Lea« (1848) ist eine Parteinahme für die Judenemanzipation und eine Ehrenrettung Oppenheimers, der sich mit dem Liebhaber seiner Schwester sogar versöhnt: »Lebt wohl! Ihr seid nun doch mein Freund geworden ... « Süß wird zum jüdischen Märtyrer, seine Schwester wahnsinnig. In Otto Ludwigs Fragment »Aronstab« besitzt die Hauptfigur zwar auch eine Schwester, heißt aber nicht Süß und lebt auch nicht in Schwaben. Der Jude nennt sich Ben Mardochai, ist Marchese von Belcomo und hat fatale pädophile Neigungen zu seiner kleinen Schwester, die er so weltfremd erzieht, daß sie sich das Leben nimmt.

Das Interesse am Leben und Sterben des Joseph SüB Oppenheimer ist in Schwaben so groß, daß ein Th. Griesinger ein Jahr lang (1860) wöchentlich die Leser seiner »Schwäbischen Familien-Chronik« mit einem Fortsetzungsroman unterhalten kann. Griesinger macht aus Süß einen Juden, den nicht einmal eine Jüdin zum Gatten haben möchte: »Nein, Vater, sprich kein Wort mehr zu seinen Gunsten, denn nie und nimmermehr kann Mirjam sein Weib werden.«

Ganz neue Süßbilder entstehen im Kampf gegen den organisierten Antisemitismus, der sich nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden in Deutschland 1870/71 formiert. Es sind Ja-aber-Bilder, mit denen jüdische Autoren nicht Oppenheimer, sondern sich mit Süß gegenüber Antisemiten rechtfertigen: Süß sei ein Wüstling gewesen, zugegeben, aber doch nur eine Ausnahme. Sie schildern ihn so drastisch, daß er selbst von geilen Antisemiten geliebt und von gläubigen Juden gehaßt wird. Jüdische Sympathien und Leser gewinnt Süß in diesen Darstellungen erst am Ende seines Lebens, wenn er sich entschließt, lieber zu sterben, als sich taufen zu lassen. Ein solcher Hurenbock und Heiliger ist auch der Süß des orthodoxen Rabbiners Marcus Lehmann in einer Fortsetzungsnovelle aus dem Jahre 1872: »Er aß und trank wie ein Nichtjude; er feierte weder den Sabbat noch den Versöhnungstag; er lebte in Saus und Braus, und sein unsittlicher Lebenswandel, seine Gewalttätigkeiten gegen Väter und Ehemänner zogen ihm ebensoviel Haß zu wie die Erpressungen seiner Regierungsweise.« Dazu Süß: »Glaub mir, Oheim, wenn ich gerecht wie David und weise wie Salomo regiert hätte, sie hätten dennoch den Juden verwünscht und verflucht.«

Ein Sittenverderber nach dem Geschmack der Antisemiten ist Süß auch 1912 in einem Schauspiel von Runge. Er ist Zuhälter und betrügt einen seiner treuesten Anhänger mit dessen Frau. Er ist Fetischist und pädophil, lüstern nach der kleinen Miriam, die ihren Bruder, einen Krüppel, zärtlich berührt: »Schade, daß du mich so wenig leiden magst! Laß uns Freunde werden! Komm, gib mir deine Hand, Kind!« Diese Neigung zu dem Kind verwandelt ihn und macht am Ende aus dem Judas einen jüdischen Märtyrer, der zwar zusammenbricht, aber auf seinen Tod wartend betet: »Adonai! «

Ein Höhepunkt dieser Hurenbock- und Märtyrer-Erotik ist der auch heute noch auf dem Büchermarkt erfolgreiche Süßroman von Lion Feuchtwanger aus dem Jahre 1925, den Juden wie Antisemiten verschlangen, der aber von orthodoxen

Juden scharf kritisiert wurde: »... trotz aller Wucht der Schilderung ist dieses Buch eines der unbefriedigendsten Bücher, die uns aus jüdischer Feder in dem letzten Jahrzehnt begegnet. In der Darstellung des Obszönen weiß es sich nicht genug zu tun ... Sollte nicht in einer Zeit, in der die deutsch-völkische Literatur den Juden als die Inkarnierung aller Laster, als die fleischgewordene Unsittlichkeit hinstellt, in einem jüdischen Autor sich so etwas wie ein Bedenken darüber regen, unseren Todfeinden ein solches Muster auszuliefern?« (»Jeschurun«, 1925).

Feuchtwangers *Jud Süß* wurde in 56 Sprachen übersetzt, mehrfach für die Bühne und für das Radio bearbeitet, auch für das Kino. Dieser Medienerfolg inspirierte immer wieder Autoren, sich mit dem Stoff zu beschäftigen. So schrieb Paul Kornfeld 1930 statt des geplanten »Don Juan«Dramas eines über Süß, das ein halbgebildeter KPD-Angestellter 1930 mit einer Mischung aus Antikapitalismus, Antisemitismus und Sex verriß : »Paul Kornfeld ist ein minderbegabter, als Schieber verhinderter und als Dramatiker impotenter Jud Süß des 20. Jahrhunderts.«

In der Reihe dieser Rechtfertigungsliteratur ist Salomon Kohns Süßroman *Ein deutscher Minister* der konsequenteste. Er faszinierte 1887 und war für ein bis zwei Lesergenerationen ein Bestseller. Kohns Süß ist zwar auch ein Opfer der Assimilation und des Antisemitismus, aber ein Masochist, den sich Sacher Masoch oder der Weiberhasser Bernhard Shaw ausgedacht haben könnten. Joseph ist nämlich kein sexueller Draufgänger, sondern ein keuscher Joseph, der von einer Christin vergewaltigt wird: »Du bist kein Mensch - Du bist ein Engel, aber ich .... ich bin ein irdisch liebend Weib, wie glühend flüssig Gold rollt das Blut in meinen Adern ... meine Pulse fliegen ... mein Herz schlägt Dir entgegen - reißt mich zu Dir! Sprich, was Du willst! - Du kannst Dich, Deinen Geist emporschwingen, hoch ... unendlich hoch! - ich - nicht - ich bin ein Weib - ein irdisch sinnlich Weib! - mich gelüstet's nach irdischer Paradieseswonne - ich halte Dich - ich laß Dich nicht - Du bist mein ... heute und für immer!« - »Das schrankenlos leidenschaftliche Weib warf sich von Neuem mit ungezügeltem Feuer in Josefs Arme ... die süßesten, berückendsten Worte flüsterte sie in sein Ohr. Josef war rein, sittlich, edel - aber er war ein Mensch! - auch in seinen Adern begann das Blut im raschen Wellentanze zu hüpfen, - die schöne, glühende, üppige Verführerin ward endlich stärker als sein Wollen, als sein Können - sein Widerstand erlahmte er erlag der übermächtigen Versuchung weinend floh der Engel der Unschuld! «

Mit den Nazis bekommt der Süßstoff seine pornographisch denunzierenden Hauptmotive, die er unmittelbar vor und nach der Hinrichtung Oppenheimers im Jahre 1738 besaß, wieder zurück. Denn die rechtliche Gleichstellung der Juden wird von den Nazis aufgehoben. Antisemitische Pornographie ist nun eine Aufgabe des öffentlichen Dienstes, der 1933 mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und 1935 mit den Nürnberger Gesetzen die verwaltungsmäßigen Voraussetzungen bekommt, tagtäglich ohne Scham den Geschlechtsverkehr der Juden zu beobachten und zu bestrafen: »Ich bin am Ort das größte Schwein / und lasse mich mit Juden ein!« - »Ich nehm' als Judenjunge immer / nur deutsche Mädchen mit aufs Zimmer! «

In diesen Jahren der Verfolgung, Vertreibung und Ermordung von 6 Millionen Juden gab es drei Versuche, den Süßstoff zeitgemäß zu bearbeiten: 1933 ein Theaterstück von Eugen Ortner nach Hauff. 1937 eine Radio-Oper von Karl Otto Schilling, dem späteren Musikredakteur des Süddeutschen Rundfunks. Und 1940 den Spielfilm »Jud Süß« von Veit Harlan. Erfolg hatte nur Harlan mit seiner zeitgemäßen Mischung aus Pornographie und Antisemitismus. Er verzichtete dabei auf kein bekanntes antisemitisches Argument und auf kein pornographisches Motiv. Er zeigt den jüdischen Lustgreis, der die geilen Blicke seiner Altersgenossen in der Judengasse genießt, aber seine junge Frau ermahnt: »Zieh dich an, Rebekka!« Harlans Süß ist selbstverständlich auch ein jüdischer Zuhälter, der dem Herzog junge Mädchen zuführt. Süß: »Friedericke und Minchen Fiebelkom, beide nicht über achtzehn.« Herzog: »Zwei Buschwindröschen, hm?« Süß: »Zeigt doch dem Herzog ihre Beinchen.«

Harlan baute selbstverständlich auch das beliebteste antisemitische Leitmotiv ein, den Juden, der eine Christin liebt und diese sogar heiraten will, was für einen Christenvater aber nur eine Frechheit ist: »Meine Tochter wird keine Judenkinder in die Welt setzen.« Und Harlan hat keine Scheu, aus Süß einen Sadisten und Sexualverbrecher zu machen. Sein Süß foltert einen frisch vermählten Ehemann so lange, bis dessen Frau nicht umhin kann, mit dem Juden die Hochzeitsnacht zu verbringen und Gott anzuflehen, ihr diese Sünde zu vergeben: »Vater im Himmel - - - !« Süß: »Bete nur, bete nur zu deinem Gott, bete nur! Aber nicht nur ihr Christen habt einen Gott. Wir Juden haben auch einen und das ist der Gott der Rache. Auge um Auge, Zahn um Zahn! «

»Jud Süß« ist ein Spielfilm, bei dem der Antisemitismus vergessen läßt, daß es sich um einen Politporno handelt, aufgenommen mit geilen Kamerablicken, vollgestopft mit obszönen Bildern. Die Aneinanderreihung pornographischer Effekte, ein Kennzeichen moderner Pornographie, gab es bereits bei de Sade. Und wie de Sade geht auch Harlan der ultimativen logischen Möglichkeit von Pornographie nach: der Vernichtung des Körpers, dem wahren Ort der Lust, im Namen des Begehrens. Wegen fleischlicher Vermengung mit Christinnen läßt Harlan Süß hinrichten und inszeniert dessen Erhängung mit der Wollust eines Leichenschänders: »Ich bin unschuldig! Ich bin nur e armer Jud! Laßt mer mein Leben! Ich will Leben! Leben will ich, le - - - «.

Die denunziatorische Gewalt seiner pornographischen Bilder brachte Harlan die Sympathie des Ministers für Volksaufklärung und Propaganda, das Lob des Stellvertreters des Führers und die Gratulation des Filmnarren Hitler, ja

sogar die Zustimmung Himmlers, der die Brauchbarkeit des Films für die politische Schulung seiner Mitarbeiter erkannte und sofort einen entsprechenden Befehl verschickte: »Ich ersuche, Vorsorge zu treffen, daß die gesamte SS und Polizei im Laufe des Winters den Film >Jud Süß(zu sehen bekommt.« In einem Erlaß, abgedruckt im Ministerialblatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Inneren 1940 wird Harlans »Jud Süß« folgenden Organisationen zur Vorführung empfohlen: Gendarmerie, Schutzpolizei, Feuerschutzpolizei, Freiwillige Feuerwehr, Dienststellen der SS sowie Angehörigen der Ordnungs- und Sicherheitspolizei. Wo immer der Film im In- und Ausland zum ersten Mal gezeigt wurde, gibt es eine Festaufführung mit Vertretern von Partei, Staat und Wehrmacht. Süß animierte SS-Sadisten, jüdische KZ-Häftlinge zu Tode zu prügeln. Heute ist er ein Synonym für die antisemitische Hetze, mit der Auschwitz gerechtfertigt wurde.

Dieser von 1940 bis 1945 von Staatsdienern geförderte Spielfilm wird 1945 von Staatsdienern versteckt. Das Aufführungsverbot der alliierten Militärbürokratie hat zur Folge, daß der einst staatspolitisch wertvolle Film jetzt zu einem Staatsgeheimnis wird. Daß mit der Enthüllung dieses Geheimnisses nach zwei spektakulären Harlan-Prozessen Millionengeschäfte zu machen sind, glaubten Anfang der fünfziger Jahre nicht nur Kaufleute, sondern auch Finanzbeamte. Sie akzeptierten gestohlene »Jud Süß«-Kopien als Pfand für nicht bezahlte Steuerschulden. Und ein Pfand sollten die Kopien auch für unbezahlte Forderungen sein, die aus dem fernen Kalifornien angemeldet wurden. Marta Feuchtwanger behauptete, Harlan habe Lion Feuchtwangers Süßroman als Filmvorlage benutzt.

Den hohen Marktwert des Stoffes abzukassieren, versuchten verschiedene Filmproduzenten mit Neuverfilmungen. Ferdinand Marians Süß-Darstellung bei Harlan übertreffen sollte der deutsche Nachkriegsstar 0.W Fischer, mit dem Produzent Peter Goldbaum die Rolle 1958 besetzen wollte. Hans Oppenheimer plante 1965 einen Bestseller mit Bond-Regisseur Terence Young, Paul Newman und Romy Schneider. Arthur Brauner dachte Ende der siebziger Jahre an Omar Sharif 1983 ergab eine ZDF-Befragung, daß »Jud Süß« immerhin noch in den Köpfen von 6 Millionen (!) Deutschen geisterte und damit immer noch einen beachtlichen Marktanteil besaß. Den Mythos des Harlanfilms mit einer dokumentarischen Neugestaltung zu zerstören, versuchten Dieter Munck (Bühnen der Stadt Bonn, 1983) und Gerd Angermann (ZDF 1984). Für die TV-Ehrenrettung Oppenheimers war Manfred Krug im Gespräch. Er spielte schließlich den Herzog, und die Rolle des Joseph Süß Oppenheimer bekam Jörg Pleva.

1996 organisierten Medienberaterstudenten ein »Jud Süß«-Tribunal im Internet der Technischen Universität Berlin, dessen Start allerdings von der Murnau-Stiftung verboten wurde. Zur Zeit arbeiten Hartmut Gorgs und Karel Otto - Musical Labor in Wittenberg - an einer Jud Süß-Produktion mit dem Titel »Hölleluja«. Werner Fritsch versucht sich an einem »Jud Süß«Libretto. Und Edgar Reitz plant eine Neuverfilmung mit Peter Lilienthal, Drehbuch und Regie, und dem Kameramann Michael Ballhaus, ein Team, das gute Chancen hat, einen Unterhaltungsfilm á la Hollywood zu produzieren, freilich nur, wenn es sich Haasis' Einfall zu eigen macht und den antisemitischen Schweinkram von Joseph Süß auf die geilen Untersuchungsrichter verlagert, denn ohne antisemitische Erotik und Pornographie ist der ganze Stoff nichts wert.

Das bewies das ZDF-Dokumentarspiel, das ohne Pornographie und Antisemitismus faszinieren sollte. Spätestens nach diesem Mißerfolg wurde klar, daß das Aufführungsverbot des Harlanfilms unsinnig war, weil es unterstellte, daß die Deutschen »Jud Süß« wie einen Führerbefehl verstehen würden - im Sinne eines Stimulus-Response-Effektes, Juden auch nach Auschwitz zu verfolgen und zu vernichten. Aber diesen Befehl verstanden schon im Dritten Reich nur fertige Antisemiten. Wer nicht bereits entsprechend konditioniert war, erlebte den Politporno einfach als Melodram und war damit seiner Zeit voraus. Die Tabuisierung eines staatlich organisierten Antisemitismus und die rasante Verkitschung der Pornographie durch Illustrierte, Kino, Fernsehen und durch Cyberporno haben dem Harlanfilm die denunziatorische Kraft seiner Pornographie genommen. Die Enttäuschung nach Vorführungen im In- und Ausland ist groß. Palästinenser spotten über diesen bloß noch historisch-antisemitischen Film. Amerikaner vergleichen ihn mit Western. Deutsche Schüler finden ihn langweilig. Auch junge Israelis. Denn nach Auschwitz sind nur noch ehemalige Nazis, gebildete Philosemiten und Überlebende der Shoah in der Lage, die antisemitischen Mordbefehle des Films zu verstehen, schon Jungnazis haben da ihre Schwierigkeiten. Harlans Politporno wird zwar weiter für deren Schulung benutzt, auch der mit sexuellen Minderwertigkeitskomplexen vollgestopfte »Ewige Jude« von Joseph Goebbels ist im Thule-Angebot ebenso zu finden wie allerlei Analerotisches von Leni Riefenstahl, aber der vor 300 Jahren zur Welt gekommene Jude Süß Oppenheimer eignet sich für eine subversive antisemitische Pornographie von heute nicht mehr.

Joseph Süß Oppenheimer muß nach Auschwitz ein Überlebender sein. Und diese Rolle besetzen die verklemmten Jungnazis gerne mit Ignatz Bubis, der ja auch schon von Faßbinder dafür vorgesehen war. In den antisemitischen Pornoblättchen von heute erscheint der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland mit dem Schwanz eines Riesen. Eingeritzt in die Eichel ist die SS-Schläger-Parole: »Arbeit macht frei!« Es ist ein Schwanz, der selbstverständlich gleich für zwei Frauen reicht. Dazu das biblisch pubertierende Jungschwein: »Und Gottes Prophet Ig Natz Bu Bis festigt seinen Blick an Jehova im Himmel, und Gott Jehova sprach zu seinem Propheten: >Prophet Ig Natz Bu Bis, Du sollst wissen: Arbeit macht frei! Bumse stets fleißig die Töchter von AL E Mania, und caust dich selbst zu Holocaust-Ekstase!<« Diese aus Schweden, Spanien, Holland, Kanada und den USA kommenden Pornoblättchen werben mit scheinbar jüdelnden Schreib- und Grammatikfehlern und dem Slogan: »Erst Pornocaust, dann Supercaust und jetzt Orgicaust! ... Wir garantieren einen steifen Penis und ein nasses Mäuselein ... Holocaust ist ein Sexkult ... !«

*Hellmut G. Haasis: *Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß. Finanzier, Freidenker. Justizopfer* Rowohlt Verlag, Reinbek 1998, 560 Seiten, 54 Mark. Weitere Literatur: Salomon Schächter: *Relation von dem Tod des Joseph Süß, seel. Gedächtnis.* Fürth/Stuttgart 1738. Unverändert herausgegeben von Hellmut G. Haasis, Reutlingen 1994; Hellmut G. Haasis: *Joseph Süß Oppenheimers Rache.* Blieskastel 1994.

Friedrich Knilli ist Medienwissenschaftler an der Technischen Universität Berlin

Konkret 06/98, S. 50

Michael Rudolf

Gut gebrullt, Operette!

Volume Two der Stücke von Jörg W. Gronius und Bernd Rauschenbach: ein Lob

In einer Zeit, da die gängige Theaterkritik - nicht zuletzt aufgrund des lahmenden Gegenstandes - immer öfter von aus anderen Redaktionsstuben vertriebenen erklärten Langweilern bestritten wird, die tagtäglich in ihrem Kabuff nachzählen, ob die Minute tatsächlich 60 Sekunden hat, in so einer Zeit laufen die Bemühungen, der Vortragskunst ein etwas aufregenderes Leben einzuhauchen, außerhalb der Wertung. Interessant wird es für diese Sparte Mensch allenfalls, wenn die Bühne »provokant« mit Kartoffelsalat drapiert wird. Das mag zu nicht Geringem darin gründen, daß die zeitgenössische Theaterproduktion eben nicht so ist, wie das Oeuvre von Jörg W Gronius und Bernd Rauschenbach, i. e. das glatte Gegenteil.

Zwei Bände mittlerer Blockdicke sind es, deren Buchrücken wenig Mut zum Rezensieren machen. Rot beide, der eine matt, der andere glänzend. Darauf sind neben den Autorennamen die Buchtitel *Stücke* 1 resp. *Stücke 2* zu entziffern. Ziemlich nüchtern, fast schüchtern, möchte man meinen. Fast zu zurückhaltend für zwei Sampler, die das bisherige Schaffen zweier Gelegenheitsdramatiker und -schauspieler dokumentieren. 1969 soll das losgegangen sein, wenn wir den ungewöhnlich gut über sich selbst unterrichteten Künstlern glauben dürfen. Und fleißig wird weiter produziert, wie ferner zu erfahren ist.

Was weniger leicht zu erahnen sein dürfte, ist, was zwischen den vier Buchdeckeln verborgen liegt. Dazu muß man wissen: Seit Jahren nämlich, exakt seit 1990, werden ausgewählten Interessenten in azyklischen Abständen kleine Heftchen (Format 14,5 x 24 cm, einmalige, dafür handsignierte Auflage 150 Expl.) zugesandt, zugebilligt, zugeeignet, noch besser, wie es im Impressum steht: verliehen. Und zwar von der Edition Huflattich, Stümper & ff. Eine Heidenarbeit, dieses Verleihen, aber ein Heidenspaß zudem, denn in den Heftchen liest die erlauchte Schar jeweils ein, mal acht, mal drei Stücke von Gronius und Rauschenbach, die, das darf auf keinen Fall verschwiegen werden, nicht davor zurückschrecken, das Geschriebene auch aufzuführen. Klingt fürs erste etwas dick aufgetragen, doch wer die Stücke wenigstens gelesen hat, wird im Abwinken und Gähnen eifrig einhalten und fragen: Wie das denn? Und: Geht das überhaupt?

Lesen Sie hier weiter! Das letzte »Stück« von Band 1 geht zum Beispiel so:

Sine loco et anno

Kein Stück

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man weder Zeit noch Raum.

Dunkel.

Vorhang.

Womit zuallererst die Aussage von vor 18 Zeilen revidiert sein dürfte, wonach die Geehrten etc. mal ein, mal acht, mal drei Stücke zu lesen bekommen. Offensichtlich sind es auch mal keine. Doch es kommt noch schöner: Gelegentlich sind die Titel der »Stücke« länger als ihr Text, wird ein Personal vorgestellt, das dann überhaupt nicht zum Einsatz kommt, dafür völlig andere Akteure, die nicht vorgestellt worden waren, da verlieren sich einzelne Akte ins pure Nichts, gibt man sich Mühe, daß die Inhalte mit den Ankündigungen jegliche Kongruenz vermeiden, kurz, es schießt kobolz aus allen Ecken, die man diesbezüglich imaginieren kann. Erst heißen die Akte Akte, dann Bilder, Scenen, Gänge oder Sätze; an anderer Stelle werden der 6. bis 12. Akt aus Sparsamkeitsgründen zusammengefaßt, Stücke brechen ab und beginnen unter neuem Titel abermals, Darsteller halten sich nicht an die Regieanweisungen oder weigern sich, weiterzuspielen. Der Großhandel aus Kalau gibt Mengenrabatt (»IcKAVIARkeenezähnemehr«), dazu erfrischend schiefe Bilder, fröhlich-surreal, das ganze Arsenal komischer Tricks, besonders Trick 17 (und Trick 17b mit Selbstverarsche): »Ein Weihnachtsabend mit Mettwurst bricht herein.«

Und da hier so ziemlich alle Regeln genüßlich gebrochen werden, die sich das Bühnengenre jemals verordnet hat, soll hier gegen eine eherne Rezensentenregel verstoßen werden, wonach man niemals, hören Sie: niemals!, die Klappentexte zitieren soll. Dort aber steht geschrieben: »Monumentale Minidramen und abendfüllende Alkoholkomödien, Jagdszenen am Abgrund der Albernheit, Kriegslustspiele im Parkett, Brülloperetten, matrosenlose Seestücke, Historienschinkentragödien und bodenlose Frechheiten.« Doch, stimmt! Alles. Nun erschöpft sich der Gestus nicht allein im Komischen, also Nonsens und Grotesken - die Rechnung weist noch eine andere wichtige Größe auf, die es zu benennen gilt.

In vielen Fällen driftet die Dramaturgie großräumig in Richtung Dadaismus ab, will heißen, die Autoren scheint in erster Linie zu interessieren, wie der Text vorgetragen wird, der Inhalt spielt oft nur eine, wenngleich wohlkalkulierte Nebenrolle.

Das darf dann mitunter im alleinigen Vortragen der Regieanweisungen gipfeln. Wer Bernd Rauschenbach schon einmal mit bartbewaffneten Freejazzern hat Rhetorisieren hören und sehen, weiß, was das bedeuten kann.

Das Besichtigen der Heftchen indes bestätigt dieses wohlige Gefühl optisch akkurat. Besichtigen ist der einzig richtige Ausdruck: Anschauen bzw. Lesen trifft es nicht oder nur sehr unvollkommen. Das Besichtigen also gerät schnell zur Lehrstunde für angewandte Buchgestaltungsweisheit, denn der dritte im Bund der Edition Huflattich, Stümper & ff. ist Friedrich Forssman - der Typo-Wizard aus Kassel. Jeder, der wissen will, was mit Schrift gemacht werden kann und muß, wie teures oder auch nur sündhaft billiges Papier zum Raum nicht für den Textkorpus allein, sondern für den Buchstaben schlechthin verzaubert wird, kommt bei den Heftchen maßgeblich auf seine Kosten. Wie bei den Autoren meist der Vortragston erst dem Text zu letzter Gestalt verhilft, flankiert der Hersteller auf dem Papier souverän mit dem schier unergründlich scheinenden Reservoir aus Schrifttypen und -größen, Kolumnenbreiten und -höhen, Durchschüssen, Einzügen, Block- und Flattersätzen (einmal wird sogar aus dramaturgischen Gründen die Druckerschwärze blaß), Auszeichnungen und raffinierten Abstufungen, ohne daß sich der formale Spaß in diffus scheinendem Gewimmel verliert. Eine Leistung, die in den beiden Sammelbänden leider nicht perpetuiert wurde.

Damit aber nicht der Eindruck entsteht, hier würde ausschließlich über den grünen Klee gelobt, sei an dieser Stelle geschickt die fließende Überleitung zur freilich winzigen Meckerecke installiert. Allem Anschein nach sind diverse Outtakes des ersten 'Bandes für *Stücke 2* verbraten worden. Speziell nach rigoroser Lektüre beider Bände »am Stück« wirken der eine oder andere Akt in Volume Two hochviskos, wurde der Deckel der Kalauerkiste nicht schnell genug, zugemacht. Aber angesichts der ansonsten gigantischen, fast möchte man sagen: titanischen Anstrengungen der Herren Gronius/Rauschenbach ein, sagen wir, läßliches Vergehen. Eigentlich nicht der Rede wert. Am besten vergessen Sie's ganz schnell wieder.

Jörg W Gronius/Bernd Rauschenbach: *Stücke 1.* Edition Echoraum Wien *1993, 234* Seiten, *28* Mark; *Stücke 2.* Weidle Verlag Bonn *1997, 252* Seiten, *38* Mark

Konkret 06/98, S. 51

Oliver Schmitt

Buch & Deckel

Wolf von Lojewski: Noahs Club. Roman. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1998, 206 Seiten, 29,80 Mark

Viele schon sind an New York gescheitert. In die schlechte Gesellschaft von Uwe Frisch bis Max Johnson resp. Matthias Matussek begibt sich nun, ohne Not, dafür aber mit voller Wucht, der ZDF-Moderator Wolf von Lojewski. Dabei spielt der »bunte New Yorker Trubel« in Lojewskis Roman *Noahs Club* nur eine schlechte Nebenrolle, mit der das Assoziationsfeld Geld und Macht ähnlich originell besetzt wurde, wie im Handlungsverlauf auch noch Jamaika für das Paradies und Graz für die gute alte Zeit herhalten müssen. Denn was der Klappentext als »modernes Märchen« anpreist, ist lediglich ein zum postmodernen Kitschroman geronnener Traktat.

Die Geschichte zweier Brüder erzählt Lojewski mit dem pastosen Schwulst des ungeübten Kunsthandwerkers: Ständig nervt ein Adjektiv zu viel, Stimmungen schlagen so plötzlich wie sinnlos um, Affekte gibt es nur im Maximalbereich, Mittellagen existieren nicht und pro Satz wird mindestens ein Bild bemüht. So schaukelt dann nicht nur »die Kokosnuß der Sünde verführerisch über den weißen Stränden der Karibik«, sondern auch der eine oder andere Gedanke wirr durchs Oberstübchen: »Der nahe Lautsprecher der schattenhaften Kapelle quietscht plötzlich durch Eriks betäubtes Gegrübel.«

Worum geht's? Um, wie gesagt, zween Brüder; Ralf Bachmann, ein in New York residierender »Baulöwe und Großfinanzier«, will just an der Stelle, wo einst die Farm der Eltern stand, den »größten und teuersten Vergnügungspark der Menschheitsgeschichte« bauen: »Kein wirtschaftlich tüchtiger Amerikaner wird in Zukunft die Gewißheit haben können, wirklich reich zu sein, wenn er es sich nicht leisten kann, Mitglied und Aktionär in Noahs Club zu werden.« Dabei soll ihn sein ungleicher Bruder Erik als Location-Scout unterstützen und auf Jamaika Traumstrände usw. sichten, die der Clubbaustelle einverleibt werden können. Jedoch ist Erik ein rechter Grübler und Feingeist, der gerne »in seiner New Yorker Wolkenkratzer-Klause« sitzt, sowohl über Gott als auch über aktuelle, juristische Probleme nachdenkt (»Sein Denken wendet sich nun aktuellen, juristischen Problemen zwo, an sinnfälligen Knittelversen herumwerkelt und einem spätmittelalterlichen Bruder im Geiste nachforscht: »Ich strecke meine Hand nach dir aus, Bruder in weit entfernten Sphären! Wo also warst du, Hubertus Fischer?« Leider bleibt diese entscheidende Frage bis zuletzt, als der Held vor Jamaika in einer haushohen Welle verschwindet, in jeder Hinsicht ungelöst. Verbittert seufzt Erik: »Verzeih mir, vergib mir, Hubertus Fischer!« Da die schnöde Welt des Mammons nach Lojewskis Dafürhalten eine sinn- und gottlose ist, wimmelt es in der Geschichte unschön von Prediger- und Erweckungsgestalten, von modernen Medienpriestern und mittelalterlichen Mönchen; ja, sogar ein regelrechter »Surf-Gott« taucht auf, der dem staunenden Erik unverhohlen seine Wassersportquanten entgegenreckt (»Welch eine gewaltige Fläche Fuß! Welch kraftvoller Spann und homige, harte Ferse! «). Trotz allem sind aber alle »Mitglied in derselben Kirche«, und so unterziehen sich auch sämtliche Mitglieder und Gottsucher litaneienhaft fruchtlosen Selbstbefragungen (»Schaut er uns überhaupt noch zu, oder muß ihm seine Schöpfung nicht längst langweilig geworden sein?«), resignieren fast (»Wie oft haben sie solche Fragen hin- und hergewendet«) und hoffen, doch schließlich das eine zu finden: zwar nicht den Heiligen Gral, aber doch »das heilige Feuer der Liebe«.

Es blüht und gedeiht die ZDF-Literatur. Den Predigten Peter Hahnes hat Lojewski nun endlich einen Roman beigefügt Auf durchaus gleichem Niveau.

Will Self: Spass. Eine Moritat. Luchterhand Verlag, München 1997, 412 Seiten, 42 Mark

Man kennt ja die Romane, die einen hypersensiblen und oft juvenilen Ich-Erzähler sein Leben bilanzieren lassen, bevor er dasselbe beendet. Zuvor muß dann noch eine Beichte abgelegt werden, eine Rechtfertigung. In dem Debütroman des Briten Will Self ist es der nicht mehr ganz junge Ian Wharton, ein in London lebender Marketingmann von unauffälligen Lebensumständen und werdender Vater. In der Nacht, in der er seine schwangere Frau massakrieren will, erklärt der olfaktorisch Hypersensible sich und seinen privaten Teufelspakt mit dem »Dicken Kontrolleur«, einer gargantuesken Dämonengestalt, die einer in England alltagsbekannten TV-Puppe nachgebildet ist, vergleichbar etwa mit Lukas, dem Lokomotivführer aus der Augsburger Fluppenkiste. Dieser verschwörerische Zweierbund zwischen dem Dicken und seinem »eidetischen« Lizenziaten lan umspannt eine etwas zu aufgeregt verschachtelte Geschichte, die sich nur schwer zwischen Krimi, Psychohorror und Groteske entscheiden kann.

Auch wenn es so wirken soll - so wild und lustig ist das alles nicht. Dafür ist der Einsatz an Ekelmaterial zu massiv und der anvisierte Horror zu künstlich. Exzentrik um jeden Preis. Auch ist der satirische Gewinn aus der Vorführung der wunderbaren Welt der Marketingmänner eher gering. ur die letztlich doch gar nicht so aufwendige Fabel treibt Wharton, der britischerseits und vermarktungstechnisch gerne dem »Dreckigen magischen Realismus« zugerechnet wird, einen Aufwand, den man als Leser nicht immer würdigen mag. Daherträumen kann man so Einiges, auch wird zu viel aus dem

Werkzeugkästchen des Seelenklempners geplaudert, und wenn, was oft geschieht, im Bewußtseinsstrom »Lexikalische Blitze« einschlagen, so ertönt doch nur geschwollenes Geschwätz.

Aber Selfs Sprachspiellust hilft einem über vieles hinweg, und er zieht, bisweilen bestens assistiert von seinem Übersetzer Klaus Berr, viele und oft auch komische Register: »Die Zeit ist ein zerfleddertes altes Akkordeon, mißbraucht von einem besoffenen Straßenmusikanten; glücklos schnauft es ein und aus, drängt Ereignisse eng zusammen und zieht sie dann auch wieder weit auseinander. Und natürlich ist die Zeit auch wie diese Metapher, formelhaft, flach und schlecht durchdacht.«

Da erzählt und räsoniert einer durchaus vital und kernig, einer, der auch ganz offensichtlich Vergnügen daran hat. Und wenn auch nicht ungetrübt unterhalten, so hat der Leser doch auf jeden Fall an My *Idea of Fun* (Originaltitel) das, was der deutsche Titel ein wenig zu einsilbig verheißt: Spass.

Stefan Beuse: Wir schießen Gummibänder zu den Sternen. Kurze Geschichten. Reclam Verlag. Leipzig 1997, 154 Seiten, 29,80 Mark

Ich weiß nicht, ob sie Marcel Proust noch kennen. Das ist dieser Autor, der seinen Helden Backwerk in den Tee tunken läßt, um sich beim Geruch des Backwerks an verschüttet geglaubten Kindheitserinnerungen zu delektieren. Das darf man, ist auch nicht peinlich.

Peinlich hingegen ist es, wenn ein gerade die Dreißig überschritten habender Autor den ersten seiner vielen Kurztexte mit Velemint anfängt: »Genauer gesagt, mit dem Geruch von Velemint. Ich weiß nicht, ob Sie Velemint noch kennen, das sind diese quadratischen Pfefferminz-Plättchen, die auf beiden Seiten zur Mitte hin eine Mulde bilden. ... Das letzte Mal, daß ich ein Stück Velemint gegessen habe, ist lange genug her, um bei dem Geruch Erinnerungen an Zeiten zu bekommen, die genauso rein und klar waren, wie das Gefühl, das sich beim Drehen des Plättchens zwischen Daumen und Zeigefinger ... « usw.

Dann folgen drei dröge Dutzend Schreibseminarübungen, in denen ein höchst unoriginellen Mensch u. a. »Das Geheimnis von Ritter Sport Joghurt« zu ergründen versucht. Leider gibt es keins: »Es ist einfach das richtige Verhältnis zwischen Joghurt und Schokolade.« Den Flachsinn hat der Leipziger Reclam Verlag gedruckt, um das Beziehungsgeflecht seiner Mitarbeiter zu stärken. So etwas heißt in Leipzig »lesart« und kann man getrost vergessen.

Konkret 06/98, S. 52

Jochen Stremmel

Ein Meister seines Fachs

□ ber den US-amerikanischen Schriftsteller und Drehbuchautor Elmore Leonard und seine deutschen □ berset□ er

Angefangen Krimis zu lesen habe ich mit zehn, Edgar Wallace, dessen Afrika-Romane ich Klassen besser fand, Victor Gunn, Dorothy Sayers, Agatha Christie. Sie standen bei meinen Eltern im Bücherregal oder lagen in einem Stapel oben rechts auf dem Sekretär im Wohnzimmer, die roten Rücken mit dem schwarzen G, die weißen, später gelben, mit der Eule. Als ich mit zwölf den *Malteser Falken* aufschlug, war das wie eine Offenbarung, ein Leseerlebnis mit einer nachhaltigen Wirkung, wie sie sonst nur fünf Jahre später der Satz »Würde ist die konditionale Form von dem, was einer ist« auf mich hatte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Dem *Malteser Falken* folgten bald *Das hohe Fenster* und nach und nach die übrigen Romane und kürzeren Erzählungen Hammetts und Chandlers, die ich seitdem immer wieder gelesen habe, in beiden Übersetzungen und schließlich im Original. Im weiten Feld der Kriminalliteratur und im engeren des Detektiv-Romans waren sie ohne Konkurrenz: Den ersten Eindruck des schnell begeisterten Teenagers bestärkte sowohl diese wiederholte Lektüre mit immer neuen Entdeckungen im Gefolge (z. B. im *Malteser Falken* die Geschichte von dem Mann, »who« - in Spades Worten - »went like that, like a fist when you open your hand«, im *Langen Abschied* die Blondinentypologie, die der erste deutsche Übersetzer kürzt und der zweite um den Preis eines entstellenden Fehlers vervollständigt, weil er *a little pale* liest, wo »a little pal« steht, und es im ganzen Diogenes Verlag keinen Lektor gibt, der ihm auf die Finger sieht) als auch die einmalige der vielen, die von den Kritikern oder nur von den Verlagen zu ihren Nachfolgern erklärt wurden, angeblich in ihren Fußstapfen wandelten, oft genug Leute von einem Kaliber, die in Hammetts oder Chandlers Fußabdrücke höchstens reinfallen könnten und dann Schwierigkeiten hätten, wieder rauszukommen.

Trotzdem gab es in den vergangenen Jahren auch positive Überraschungen, neue Bekanntschaften, die die Mühe und das Geld lohnten, Geschichten voller Witz und Kraft, darunter, um einige Namen zu nennen, Romane von Joseph Wambaugh, dem vielseitigen Donald E. Westlake, Charles Willeford (dessen zweiter Hoke-Moseley-Roman, *Grimhaven,* der sein letzter gewesen wäre, vom Verleger nicht akzeptiert und bis heute nicht veröffentlicht wurde, und dessen schließlich dritter, *Sideswipe,* als Motto einen Aphorismus von Karl Kraus trägt: *Life is an effort that deserves a better cause* , Lawrence Block, James Crumley, Jon A. Jackson, James Ellroy, James Lee Burke und natürlich Elmore Leonard. Inzwischen, nachdem ich all seine Romane gelesen habe, halte ich ihn für besser als Chandler, und Hammett hat er zumindest voraus, daß er auch noch gute Bücher schreiben kann, wenn er das Geld nicht mehr braucht.

Elmore Leonard ist 1925 geboren und hat seine Schriftsteller-Karriere nach dem Krieg mit dem Schreiben von Western-Geschichten begonnen, sein erstes selbständig erschienenes Buch ist ebenfalls ein Western, und nach seinem fünften, *Hombre* (1961), ist 1966 der Film gleichen Namens (dt. Verleihtitel: »Man nannte ihn Hombre«) mit Paul Newman in der Titelrolle gedreht worden, der den Autor der Vorlage offenbar in den Stand setzte, vom Roman- und Drehbuchschreiben zu leben.

Schon seine frühen Western lassen zwei Besonderheiten erkennen: Sie sind für Geschichten dieses mythenträchtigen Genres erstaunlich realistisch, und sie sind mit einem bemerkenswerten Sinn für perspektivisches Erzählen erzählt. In Leonards erstem Western, *The Bounty Hunters* (1954), gibt es eine Szene, in der zwei Männer auf die verkohlten Reste eines Wagenzugs stoßen, neben denen skalpierte Leichen von Männern, Frauen und Kindern liegen; der eine geht den Abhang hinauf, um nach versprengten Zugtieren Ausschau zu halten, der andere bleibt bei den Toten, deren Gegenwart ihn nervös macht. Sein Blick gleitet nach oben, er sieht die Konturen des Hügels und »oberhalb des Kamms das helle Blau des Himmels und die kleinen Flecken, die träge ihre Kreise zogen, tiefer glitten und darauf warteten, daß die Dinge, die lebten, die Dinge zurückließen, die tot waren«.

Der diesem vorausgehende Absatz ist aus der Perspektive eines jungen Kavallerieleutnants erzählt, der als Fünfzehnter seines Jahrgangs West Point absolviert hat, der Leser erfährt, was er wahrnimmt und empfindet, nicht mehr. Dann aber, zum Ende des Absatzes, in der eben zitierten Passage, wechselt die Perspektive des Erzählers, er verläßt den Boden und nimmt für kurze Zeit seinen neuen Standort in den Lüften ein: »waiting for the things that were alive to leave the things that were dead«, das ist aus der Sicht der oben kreisenden Raubvögel gesprochen, deren Nahrung die toten Dinge bilden, die sie erst zu sich nehmen, wenn die lebenden Dinge aus dem Weg sind.

Dieser spielerisch leichte Umgang mit einem Problem, dem wenige seiner Kollegen überhaupt ihre Aufmerksamkeit schenken, kennzeichnet schon den 28jährigen Autor, der seinen Lebensunterhalt als Werbetexter verdient. Er experimentiert im folgenden, benutzt nur einmal, in *Hombre,* die Ich-Perspektive wie Chandler in all seinen Romanen und Hammett in den drei weniger guten seiner insgesamt fünf, und das aus dem scheinbar paradoxen Grund, daß er die wortkarge Titelfigur, die niemand versteht, nur von außen schildern will (Hammett zeigt im *Malteser Falken* und im *Gläsernen Schlüssel,* daß es auch anders geht), und geht schließlich dazu über, seine Geschichten so weit wie möglich aus

der Innenperspektive der beteiligten Personen zu erzählen, eine Technik, die er im Lauf der Jahre immer mehr verfeinert, bis sie in seinen letzten Romanen *Get Shorty (1990)* (dt. *Schnappt Shorty,* Goldmann *1991), Maximum Bob (1991) (Alligator,* Goldmann *1994), Rum Punch (1992), Pronto (1993) (Jede Wette,* Goldmann *1997), Riding the Rap (1995) (Volles Risiko,* Goldmann *1996), Out of Sight (1996) (Zuckerschnute,* Goldmann *1998)* und *Cuba Libre (1998)* zur Perfektion entwickelt ist.

Diese Technik unterwirft den Geschichtenerzähler größeren Einschränkungen, als es vielleicht zunächst den Anschein hat: Er darf nicht nur nichts anderes erzählen, als sich im Blickwinkel (und in Hörweite) der jeweiligen Figur ereignet (oder ereignet hat), er muß dabei auch die Grenzen ihrer Persönlichkeit beachten, ihren Wortschatz zum Beispiel, ihre Erfahrung, ihre Bildung, ihren Charakter. Ein Autor, der seinem Erzähltalent solche Zügel anlegt, den Schwerpunkt seiner Geschichten von außen nach innen verlegt, gewinnt dadurch zugleich an Tiefe. Weil er sich für fast jede Szene in eine seiner Figuren hineinversetzen muß, werden diese gewissermaßen indirekt beleuchtet, ihre geistigen und emotionalen Konturen treten deutlicher hervor, ihre Motive werden besser erkennbar, ihre Aktionen und Reaktionen plausibler. Außerdem wird bei dieser Erzählweise die Gefahr geringer, daß ein Autor seine Figuren dominiert, sie als Sprachrohr benutzt. Daß er vielmehr gezwungen ist, ihre Sprache zu benutzen, Umgangssprache im allgemeinen mit einem hohen Anteil an idiomatischen Redewendungen und Slang, und zwar nicht nur in den Dialogpartien, verleiht seinen Geschichten eine zusätzliche atmosphärische Dichte.

Das mag auch ein Grund dafür sein, daß dieser Autor, der da, wo man englisch spricht, von der Kritik - ein Rezensent des »Independent« rät: »Walk home, cut the phone, evacuate other matters from life ... get into him« -, dem Publikum und seinen Kollegen - der Schutzumschlag von *Riding the Rap* präsentiert enthusiastisches Lob von: Block, Crumley, Westlake, Pete Dexter, George V Higgins, Tony Hillerman, Stephen Hunter, Robert B. Parker, Scott Smith - gleichermaßen begeistert gefeiert wird, hierzulande kein Bein auf den Boden bekommt: Er ist, eben wegen seines vergleichsweise geringen Wortschatzes, nicht leicht zu übersetzen. Die deutsche Sprache ist nicht so lakonisch. Sie ist auch nicht so erfinderisch, offen und biegsam wie gerade das amerikanische Englisch. Schon deshalb ist der Reibungsverlust bei der Übertragung eines Buchs von Leonard größer als der, den etwa Texte Stephen Kings hinnehmen müssen. Hinzu kommt leider, daß die meisten seiner Romane im Deutschen direkt als Taschenbücher erscheinen, was erheblichen Einfluß auf das Honorar für die Übersetzung und gegebenenfalls für deren Redigierung, und damit auch in aller Regel auf ihre Qualität hat. Da passieren manchmal tolle Sachen.

In Leonards *Split Images (1981)* beispielsweise antwortet Walter Kouza, »a tough cop gone bad«, auf die Frage Robbie Daniels', »a rich playboy with a gun«, beide Charakterisierungen dem vorderen Umschlag der Avon-Taschenbuchausgabe von *1983* entnommen, wieviele Menschen von den neun, auf die er geschossen habe, denn auf der Strecke geblieben seien: »I shot nine, I killed nine.« Und dann sagt er: »They were all DOA except this one guy, a jig, hung on three hundred sixty-seven days, if you can believe it«, und die allenfalls fraglichen Vokabeln - DOA = dead on arrival; jig = abfällige Bezeichnung für Schwarzer; hang on = durchhalten - stehen z. B. im *Webster.* Was in der deutschen Ausgabe *Ohne Beweise (1992)* steht, kann man noch weniger glauben: »Bis auf einen waren sie alle Junkies. Und der eine war an dreihundertsiebenundsechzig Tagen im Jahr stockbesoffen.« Der Übersetzer der ersten deutschen Ausgabe von *Unknown Man No. 89 (1977;* dt. *1980)* mißversteht rund jede dritte idiomatische Wendung. Das ist manchmal ganz lustig. Ein bedrohlich wirkender Schwarzer versucht ein eingeschüchtertes Zimmermädchen, das ihm die Tür zu einer Hotelsuite öffnen soll, mit den Worten »Come on, Maina, it's cool« zu beruhigen; im Deutschen steht da: »Na los, Mama, uns ist kalt hier.« Die zwei Hauptfiguren, Ryan und Denise, wie ihr Autor trockene Alkoholiker, haben einen Kurzurlaub in Florida verbracht. Als sie wieder in Detroit sind, ruft Ryan Denise abends an und fragt, wie ihr erster Arbeitstag im Supermarkt gewesen sei. »Ich war angeblich krank«, sagt Denise, »und ich komme braungebrannt wieder. Stell dir vor, du wärst der Geschäftsführer.« »If 1 was the manager«, sagt Ryan, »I'd have you on the potato sacks.« Daraus macht der Übersetzer: »... würde ich Dich beim Kartoffelverkauf einsetzen.« Lustig ist das natürlich nur für den, der auch das Original kennt. Wer es nicht für den Notfall daneben liegen hat, wenn er den deutschen Leonard liest, läuft Gefahr, einen Meister seines Fachs für einen Trottel zu halten.

PS. Quentin Tarantino, der die Filmrechte zu vier Leonard-Romanen gekauft hat, hat im vergangenen Jahr einen verfilmt, Rum *Punch,* eine Art Fortsetzung *zu Switch* von 1978. Er hat den Titel geändert und die Hautfarbe der Protagonistin, er hat den Schauplatz von der Südost- an die Westküste verlegt und sich auch sonst einige Freiheiten herausgenommen, und trotzdem ist aus einem guten Roman kein schlechter Film geworden. Leonard: »Quentin called me just as he went into production last year. He said, >I've been afraid to call you.< I said, >Why? Because you changed the title of my book and cast a black woman in the lead?< He said, >Well, yeah.< I said, >You're the film maker, it's your picture now. My book, your pieture.<«

Konkret 06/98, S. 54

Holm Friebe, Mark-Stefan Tietze

Täter? Opfer? Künstler!

Von falschen Feinden gejagt, von falschen Freunden verteidigt, verkannt, verflucht, instrumentalisiert - der Paparazzo. Versuch einer Ehrenrettung

Für Jacques, Serge, Stéphane, Romuald, Christian, Nicolas und Lazlo, die im Namen der Pressefreiheit in den Knast gingen

1.

Die Leiche der gegen einen Betonpfeiler gebrausten Diana war noch nicht ganz kalt, da schlug wieder einmal die große Stunde der Journalismuskritiker und Medienethiker. Die klassischen Verfehlungen - Gladbeck, Borken, Ramstein, Barschel - lagen beinahe eine Dekade zurück, und nach dem allseits als vorbildlich erachteten Verhalten von Presse, Funk und Fernsehen während der Reemtsma-Entführung hatten die Mahner und Warner der Branche mal wieder einen richtigen Medienmoralskandal nötig. Noch bevor der Sturm der Entrüstung aus dem einfachen Volk losbrechen konnte, verlangte am Mittag nach dem Unfall bereits Hermann Meyn vom Journalistenverband DJV eine Diskussion über Ethik und Verantwortung im Journalismus, forderte präventiv eine Selbstverpflichtung aller Beteiligten und selbstverständlich auch, daß etwaige schauerliche Unglücksfotos ungedruckt bleiben.

Als hätten sie darauf gewartet, stellten Kommentatoren und Leitartikler in den nächsten Tagen lautstark und freimütig die Frage nach den moralischen Grenzen der Pressefreiheit. Die Diskussion nach den Verantwortlichen für den Tod der Prinzessin brachte Fernsehpastor Jürgen Fliege im Kölner »Express« dabei eher subtil auf den Punkt: »Also nennen wir die verdammten Schamverletzer und Totschläger doch beim Namen: Paparazzi!!!« Während nun maßgebliche Teile der (selbsternannten) vierten Gewalt nach dem starken Arm der legislativen ersten Gewalt riefen und zusammen mit dem Politpastor Peter Hintze wahlweise eine Presserechtsverschärfung oder eine Ausweitung des Persönlichkeitsschutzes anmahnten, wurden in den europäischen Metropolen die ersten Kameraleute und Fotografen auf offener Straße verprügelt.

In jenen Tagen schien das Aussterben des Paparazzi, dessen »Selbstabschaffung« der »Gala«-Chefredakteur Edgar Fuchs für die Zeit nach dem Skandal in Aussicht gestellt hatte, beschlossen. Mangels natürlicher Freunde mochte sich niemand mehr zu jener anrüchigen Zunft bekennen, der sogar Detlef Hensche von der IG Medien den Journalistenstatus aberkennen lassen wollte. Selbst im virtuellen Raum gab es für den Paparazzo keinen ruhigen Zufluchtsort: Unter dem Slogan »Ban the Paparazzi!« und dem Logo einer durchgestrichenen Kamera formierte sich im Internet spontan eine Initiative, um dem Paparazzi-Unwesen den Garaus zu machen. Zu dem Behuf sollten sich alle Angesprochenen per Selbstverpflichtung dazu durchringen, während des Monats Oktober auf den Kauf von Boulevardblättern zu verzichten. Zur Einrichtung einer eigenen Homepage hätte es lediglich Spendengelder in Höhe von einhundert Dollar bedurft.

Dazu sollte es jedoch nicht mehr kommen. Bei einem Kontostand von 55 Dollar war Schluß mit »Stoparazzi!«. Als sich herausstellte, daß der mit Alkohol und Medikamenten vollgepumpte Chauffeur den Wagen mit der doch etwas unangemessenen Geschwindigkeit von ca. 170 Stundenkilometern gegen den Pfeiler gesetzt hatte, erstarb die kritische Nachdenklichkeit über das Pressewesen rapide. Aus dem Medienskandal war nämlich unversehens ein »Promille-Skandal« geworden, wie sich »Bild«Kommentator Peter Boenisch freute.

Man darf darüber spekulieren, wie es dem Journalismus an den Kragen gegangen wäre, wäre der Fahrer nicht sternhagelvoll gewesen. An »den Medien« kühlt jeder gern sein Mütchen: Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten, und in der Mitte sowieso, macht man publizistische Produkte für nahezu alle unerwünschten Entwicklungen der Gesellschaft verantwortlich. Kein Wunder, daß die Journalisten selber dran glauben und sich wie eine Jugendgruppe auf Auslandsreise aufführen, wo alle darauf achten, daß sich kein einzelner danebenbenimmt - sondern, wenn, alle füreinander geradestehen. Demnach sah es so aus, als sei hier nur einmal mehr der Sündenbock zum Gärtner gemacht worden. Der ja bekanntlich immer der Mörder ist.

2.

Indessen gibt es gute Gründe, dieses Konsenskartell der allgemeinen Ratlosigkeit zu verlassen und die Paparazzi gesondert und ausdrücklich in Schutz zu nehmen. Hängengeblieben nach dem publizistischen Kesseltreiben ist nämlich, daß der Paparazzo doch irgendwie an allem schuld, mithin ein Krimineller, ein verdorbener Charakter sei. Seine Existenz mag von den professionell Nachdenklichen zwar als lediglich symptomatisches Phänomen begriffen worden sein, das nur als besonderer Abschaum auf einem Meer aus moralischer Verderbtheit und journalistischer Verlotterung zu geißeln wäre. Dennoch - nach dem plötzlichen Tod der Debatte ist der Paparazzo für unbestimmte Zeit allein auf Bewährung draußen.

Damit wurde die Chance verspielt, grundsätzlich über den Journalismus nachzudenken. Denn wenn eins feststeht, dann, daß wir einen anderen Journalismus brauchen. Dabei ist allerdings keineswegs an eine »kollektive Behutsamkeit« oder »eine neue Langsamkeit im Journalismus« gedacht, wie sie zum Beispiel dem Ethik-Spezialisten Uwe Beck von der IG Medien vorschweben, sondern an einen profunden knallhart-abgebrühten Satansjournalismus, wie er unserer Zeit und ihrer Gesellschaft entspräche. Wenn die nicht so ist, wie die Medienkritiker sich wünschen, sollen sie das auch so zu sagen, statt sich an den Paparazzi abzuarbeiten, die den undankbarsten Part des ganzen Geschäfts übernommen haben. Wer vom Kapitalismus nicht reden will, soll von seinem Journalismus doch wirklich lieber schweigen.

Soziologisch betrachtet gehört der Paparazzo vielleicht jener Schicht an, die Ralf Dahrendorf etwas verächtlich mit »falscher Mittelstand« bezeichnet: Menschen mit geringem Ausbildungsstand, die unterprivilegierte Dienstleistungstätigkeiten versehen und nur durch den täglichen Umgang mit den Reichen und Schönen einen gewissen Prestigegewinn und einen Zuwachs an sozialem Kapital verbuchen können. Das eint sie mit herrschaftlichem Dienstpersonal, Friseuren, Prominenten-Wirten. Richtiger Stolz mag dabei freilich nicht aufkommen, wie Ralf Sotschek in der »Taz« schreibt: »Es ist wie mit der Prostitution: Keiner will den Job ewig machen. Das Reihenhaus abzahlen, ein neues Auto, eine Reise vielleicht - dann sei Schluß, versichern sie.« Dem ist, die pejorative Wertung beiseite gelassen, wohl zuzustimmen, und gerade das macht den Paparazzo für uns interessant: Als fragwürdiger Parvenü auf der Überholspur verbindet er die richtige Klassenzugehörigkeit mit dem intimen Wissen von den Spielregeln der oberen Zehntausend, was ihn zu einem prädestinierten und nützlichen Verbündeten im Kulturklassenkampf werden á t.

Im bürgerlichen Verständnis heißt das: Mit ihnen kann man es also getrost machen. Dies zeigten auch die Verrenkungen der anderen Boulevardbeteiligten, von denen nur wenige die Grandezza eines Peter Boenisch oder eines Erich Böhme besaßen, den Paparazzi trotz ihrer Verwicklung in den unschönen Tod der schönen Prinzessin das Stativ zu halten. Diese Herren schienen aber auch deutlicher als ihre nach Staats- oder Selbstzensur rufenden Kollegen zu wissen, was auf dem Spiel steht, wenn man die Wasserträger und Ausputzer des Berufsstandes prügelt.

3.

Legion war nämlich die Zahl derer, die mit den Paparazzi noch ein Hühnchen zu rupfen hatten. Daß jemand nur lange genug irgendwo, in eigens angemieteten Wohnungen, Wagen oder Yachten warten, dann mit superlangen Teleobjektiven zulangen und aufs Knöpfchen drücken muß, um sich im Journalismus eine goldene Nase zu verdienen, ärgert die seriösen Kollegen natürlich enorm. Während sie sich allerlei Hierarchien hochschleimen und -schlafen mußten, im Dienste des Gemeinwesens, hochverantwortlich natürlich, können die Glücksritter mit der Kamera, »die noch nie in einer Ausbildung mit Grundsätzen professioneller Ethik konfrontiert worden sind« (»Taz«-Chef Michael Rediske), auf die Titelseiten gelangen und Unmassen von Sendezeit füllen. Dieser Gram sitzt tief und verschaffte sich während der ersten Tage nach dem Verkehrsunfall Luft; zumal bei der Gelegenheit einmal mehr der ganze medienethische Schrott abgelassen werden konnte, der in den Köpfen der staatstragenden und sich nach Anerkennung sehnenden Wichtigtuer herumschwurbelt. Denn auch bei den insgeheimen Adressaten dieser Sondierungsmanöver, den Politikern, hat der Paparazzo nicht eben einen Stein im Brett, da es ja nicht gerade Fotos von ihnen sind, die die höchsten Preise erzielen, sondern die von Adeligen und Popstars, ihnen weit überlegenen Konkurrenten um die Aufmerksamkeit des Publikums.

Mit der Auflösung der klassischen Mediengattungen unterm Joch der Unterhaltung und mit dem Diktat des Marktes kommen das politische Personal und die Medienethiker natürlich überhaupt nicht zurecht. Sie möchten die Fiktion eines informativen, topseriösen Journalismus - einer rigoros moralischen »Vierten Gewalt« - aufrechterhalten und messen daher den reißerischen Spaß am Kiosk mit der Latte der politischen Bildung (früher: Staatsbürgerkunde), die aber unentwegt und ohne Konsequenzen gerissen werden kann. »Jahrzehntelange Studien zur Ethik der Massenmedien blieben dramatisch erfolglos«, konstatiert deshalb der Journalist und Sozialwissenschaftler Holger Rust: »Ein einzelner Hamburger Anwalt, der eine Entschädigungsklage für die monegassische Fürstentochter durchficht, erreicht in wenigen Wochen mehr als zwei Jahrzehnte Diskussion um die Ethik der Massenmedien.«

Warum aber ist das so? In der IG Medien-Zeitschrift »M« verortet Fachmann Franz Alt die Wurzel des Problems in der Psyche des Medienmenschen, der zum Führer einfach nicht tauge: »Die Berufskrankheit Nummer eins von uns Journalisten ist der Zynismus. ... Kranke Seelen machen Seelen krank. Blinde können keine Blinden führen.« Etwas handfester, wenn auch sprachlich kryptischer argumentiert Michael Meier, Chefredakteur der »Berliner Zeitung« in der konkurrierenden Gewerkschaftspostille »journalist«: »Es bleibt den Journalisten zwar unbenommen, sich selbst nach bestimmten ethischen Grundsätzen zu verhalten. Wie lange ihnen das jedoch das Risiko der Erfolglosigkeit gestattet, ist offen.« Frei übersetzt: Verleger und Chefredakteure, denen diese Zukunftsperspektive auch ökonomisch ein bißchen zu vage ist, müssen - so unangenehm es ihnen auch sein mag - ihren Untergebenen ein bißchen Sensationsheischerei in Form von exzessiver Gewaltdarstellung und sexueller Intimsphärenverletzung abverlangen können.

Daß es offenbar die Leser so wollen, ist der vielbeklagte Fluch, der auf der Branche wie Bleiguß zu lasten scheint. Das Nachdenken über Verantwortung im Journalismus mündet regelmäßig in Publikumsbeschimpfung. Das ist schade, denn der

vielgescholtene Rezipient - wir alle, die dünkelhaften Etepetete-Streber mal ausgenommen - ist seinen professionellen Kommunikatoren in ästhethischer Hinsicht wesentliche Schritte voraus. Er hängt einem avantgardistischen Journalistentyp an, der dem zwiespältigen Verhältnis der Masse zu ihren Eliten einen Ausdruck gibt und diesen auf Distinktionsgewinn bedachten Eliten ihre Grenzen zeigt: dem Paparazzo.

Nur läßt sich der End-of-pipe-Verbraucher in seinem legitimen Bestreben immer wieder zurückpfeifen von jenem verdrucksten und oktroyierten Über-Ich, das ihm als Nachfrager und Konsumenten der Käseblätter die Schuld an allen unschönen Vorkommnissen anlasten möchte. So kommt es zu tragischen Fehleinschätzungen wie der Konfession des unbekannten Zeitungslesers, der in einem Brief bekannte: »Ich habe sie getötet. ... Denn ich habe die Zeitungen gekauft. Ich habe die Geschichten gelesen und die Bilder angeschaut. ... Wie kann ich nun damit leben?«

Lebe wild und gefährlich, möchte man ihm zurufen, der da so hart mit sich und seinen Rezeptionsbedürfnissen ins Gericht geht. Wer sich nämlich von der Lektüre intimer Geheimnisse und blutrünstiger Sensationen abgestoßen und seltsamerweise nicht angezogen fühlt, hat ohnehin anderes zu tun, als gerade Boulevardblätter zu verschlingen. Wer aber eben diese liest, will genau das: große, falsche Gefühle, simulierte Thrills um jeden Preis, Unterhaltung auf niedrigstem Niveau. Das Breitenpublikum goutiert den Quatsch und Klatsch der Regenbogenpublizistik ja gerade deshalb, weil es sich in die Welt der Prominenz seelisch hineinversetzen und dort seinen Schutt abladen will - Identifikation und Projektion heißen diese Mechanismen seit Freud. Zu unangebrachten Gewissensbissen kann es bei diesem Akt der Seelenhygiene nur kommen, wenn man die prominente Ersatzfamilie zur idealisierten eigenen Verwandtschaft stilisiert, statt zur alt- oder neureichen Angeber-Familie von nebenan, über die herzuziehen man sich ansonsten wenig ziert.

Von diesem Vergnügen findet sich immerhin noch ein Abglanz in den Debatten über journalistische Regelverstöße, gerade in den seriösen Blättern, weshalb mit der rechtschaffenen Empörung über die Paparazzi auch ein sekundärer Voyeurismus bedient wird. Diesem scheint eine derart mitreißende Kraft innezuwohnen, daß es sich, wie bei den Spekulationen über die »Mörder« Dianas zu sehen war, einfach keine ernstzunehmende Zeitung und kein gediegenes Magazin leisten kann, solche Vorgänge unerwähnt, unkommentiert, unbebildert zu lassen.

4.

Um wessen Persönlichkeitsrechte und Intimsphäre ist denen bange, die auf die Paparazzi schimpfen? Um ihre eigenen? Nein, als potentielle »Opfer« des Paparazzo gelten gemeinhin doch nur die Prominenten, kurz »Promis«! Schenkt man ihren allfälligen Beteuerungen Glauben, so haben sie unter dem geschäftigen Treiben der Paparazzi doch sehr zu leiden. Ein Heulen und Zähneklappern ist das, daß beinahe Mitleid bekäme, wer es nicht besser wüßte. Denn schließlich: Niemand wird heutzutage gezwungen, Promi zu werden. Niemand mit Ausnahme der Königs- und Adelshäuser, die sich angesichts ihres faktischen politischen (und wohl auch ökonomischen) Bedeutungsverlustes fragen lassen müßten, wozu sie überhaupt noch gut sind, wenn nicht dazu, die Seiten der Yellow-Press zu füllen. Jedem anderen ist freigestellt, entweder prominent zu werden oder dankend zu verzichten und lieber einen Gemischtwarenladen zu eröffnen. Prominent werden setzt eine Kette von bewußten Entscheidungen voraus, die rein im Ermessen des Promi-Anwärters liegen. Dennoch entscheiden sich die wenigsten dagegen. Es muß an den handfesten Vorteilen liegen, die das Promi-Sein verspricht.

Im Zuge des Voranschreitens auf der Prominentheitsskala ist das Nicht-mehr-fotografiert-werden-wollen dann irgendwann nur eine ausgeformtere Spielart des Unbedingt-fotografiert-werden-wollens. Am Anfang sind sie alle ganz heiß darauf, ihr Gesicht in jede sich bietende Kamera zu halten. Wenn sie es allmählich zu einer Art Omnipräsenz geschafft haben und tatsächlich Interesse beranspruchen, setzt das snobistische Unbehagen ein, daß es so nun auch wieder nicht recht sei.

Von primitiven Völkern wird überliefert, daß ihre Angehörigen sich ungern fotografieren ließen, weil sie annahmen, der Akt des Fotografiertwerdens beraube sie ihrer Seele. Bei Prominenten scheint dieses Verhältnis allerdings umgekehrt zu sein: Sie sind von Geburt an seelenlose Zombies und bekommen ihre Seele durch das andauernde Fotografiertwerden erst eingehaucht, dankenswerterweise. Ärger gibt es immer dann, wenn ihnen die spezifische Seele, die sie gerade bekommen haben, nicht in den Kram paßt. Seelen gibt es allerdings bloß in den dem Massengeschmack kompatiblen Konfektionsgrößen. Sonderwünsche können leider nicht berücksichtigt werden.

In der Regel bilden Prominente eine müßige Kaste, die im wesentlichen fürs Nichtstun eine aberwitzige Menge Kohle einsackt - eine kostspielige Angelegenheit zu Lasten der Allgemeinheit, doch auch eine unterhaltsame. Zu welchem Zweck, wenn nicht zu ihrer Belustigung, sollte sie sich überhaupt Promis halten? Die Belustigung sieht vor, daß eine gewisse Fallhöhe stets eingebaut ist. Ein englisches Sprichwort sagt: *You can't eat the cake and have it.* Das Promiglück ist ohne die stete Bedrohung durch Hetzkampagnen, üble Nachrede oder verletzte Intimsphäre schlicht nicht zu haben. Ende der Debatte. Nicht auszumalen, wie langweilig und öde der ganze Promizirkus würde, wenn auf die regelmäßigen rituellen Schlachtungen verzichtet werden müßte. Wer sich aufs Berühmtwerden einläßt, kann ein Leben in Saus und Braus führen, muß aber damit rechnen, daß es ihn irgendwann erwischt.

Nur zu verständlich, daß von prominenter Seite dennoch immer wieder die Forderung nach Ausweitung des Persönlichkeitsschutzes in Anschlag gebracht wird. Dabei kommen die bestehenden Regelungen ohnehin allein den Figuren öffentlichen Interesses zugute, da sie es sind, die naturgemäß das vitalste Interesse an der Art ihres Bildes in der Öffentlichkeit hegen. Die Schmerzensgelder, die Prominente heute bereits in Medienprozessen erzielen, wenn ihre Aura entgegen ihren Wünschen angekratzt oder nur tangiert wird, wären von Angehörigen niederer Kasten selbst bei derbem Rufmord nicht zu erzielen. Der materiell unterschiedliche Zugang zu Rechtsmitteln scheint hier eine Rolle zu spielen, aber auch der tieferliegende Anachronismus, daß juristische Satisfaktionsfähigkeit bereits einen gewissen sozialen Status voraussetzt und somit ein Privileg der Oberklasse ist. Während diese Klasse also auf dem besten Weg ist, die unabhängige Kompetenz der Vierten Gewalt im Sinne einer unbedingt loyalen Hofberichterstattung zu beschneiden, wird der Persönlichkeitsschutz für Normalsterbliche allenthalben beschnitten, wenn beispielsweise auf anderem Felde die Zweite Gewalt, die Exekutive, die Lizenz zum Lauschangriff erhält.

5.

Natürlich hat der Paparazzo nicht nur Feinde; er hat auch falsche Freunde, unter den Linken beispielsweise. Sie nehmen ihn in Schutz gegen die Anwürfe aus dem bürgerlichen Lager, indem sie ihn zum Prototypen des investigativen Journalisten hochstilisieren. Was wieder einmal beweist, daß die leidige Diana-Angelegenheit nur dazu taugte, daß jede/r einmal loswerden konnte, was er/sie schon immer zum Thema Medien sagen wollte oder gedacht hat. Natürlich ist der Paparazzo kein investigativer Journalist, der sich der Aufklärung im Sinne der unabhängigen Gegenmacht Journalismus verschrieben sieht. Unfug. Seine Qualitäten liegen auf einem ganz anderen Feld, das bislang weithin unerforscht geblieben ist.

In Wahrheit sind Paparazzi nämlich dies: die derzeit noch verkannten Vorkämpfer für eine radikale Ästhetik des Bad Taste, des Trash und des Rock'n'Roll. Sie stellen das Grelle, Sensationelle, das Obszöne und Unfeine heraus. Sie treten die Türen zu unserem schlüpfrigen Unterbewußten ein. Sie kitzeln unseren Voyeurismus mit schäbigen Bildern, die in giftigen Farben auf häßlichem Papier für den Einmalgebrauch gedruckt werden. Sie predigen die Ästhetik des Undergroundfilms (technisch unperfekt, unscharf, schlecht ausgeleuchtet) und des schmierigen Garagenrock (grober Reiz, grobe Motorik, grobes Vergnügen). Was sie anfertigen, sind Momentaufnahmen eines akzelerierten Lebensgefühls, in dem sich die elaborierte Ästhetik von Filmhochschulabsolventen und die plattere und drastischere des Outlaws, den der Paparazzo natürlich auch verkörpert, aufs schönste verbinden.

Auch trifft sich ihre Besessenheit für elementare Bedürfnisse (wie Sex, Sex oder Sex) mit der unsrigen. Wir wollen gerade und ausschließlich sehen, wie in anderer Leute Intimsphäre eingedrungen wird. Wir wollen sehen, wie Spitzenverdiener des Jetset vor der Meute fliehen (Motorroller versus Concorde!), vor Kameras davonrennen und sich dabei großartig lächerlich machen, wie sie scheu hinter Mantelkrägen verschwinden, ihre Händchen vor die gierigen Kameraaugen drücken und in Shows und auf der Straße mit ihren Regenschirmen auf Journalistenteams einprügeln, wie sie Bodyguards und Rechtsanwälte beschäftigen, das wollen wir alles sehen! Wir würden es auch selber machen, aber wir haben besseres zu tun - und wofür haben wir schließlich die Paparazzi!

Von der ästhetischen Warte betrachtet, bringen die Paparazzi für den Job beste Voraussetzungen mit: Sie sind ausschließlich mit der Oberfläche beschäftigt, was sie zu wahren Künstlern macht. Sie interpretieren nichts, denn sie wissen im Einklang mit den avanciertesten Ästheten, »daß man durch genaue Lektüre der >Oberfläche< vollständige Auskunft über das >Wesen< der Dinge erhält« (Jan Philipp Reemtsma). Sie stehen damit in vollständigem Gegensatz zu ihren schreibenden Kollegen vom Boulevard oder auch den Investigatoren, die sich obsessiv und auf eine rührend altmodische Weise mit »Aufdeckung«, »Enthüllung« und der Idee des geheimnisvollen »Dahinter« beschäftigen.

»Die sich am Ende des Zeitalters der Abschreckung selbst überlassenen, industriellen Medien haben«, schreibt Paul Virilio, »genauso wie die übrige Massenproduktion während der letzten Jahre, den Schritt vom Notwendigen zum Überflüssigen vollzogen und zuguterletzt sogar den zu schmutziger Regellosigkeit und zu unerbittlicheren internen Kämpfen.« Beklagt wird das allenthalben, und so fährt auch Virilio fort: »Dabei hat sich ihre denunziatorische, exhibitionistische und selbstdarstellerische Macht unaufhörlich auf Kosten eines sehr bedenklichen Privilegs der Verschleierung weiterentwickelt.« Geschenkt! Nur erkennt darüber kaum jemand die Chancen, die sich wirklich hinter dieser neuen Überflüssigkeit auftun. Genauso wie die Fotografie die moderne Kunst von den Sachzwängen der realistischen Abbildung befreit, sie sozusagen überflüssig gemacht und ihr erst zu sich selbst verholfen hat, birgt die Metamorphose der Medien vom Notwendigen zum Überflüssigen den Aufschein einer völlig neuen Kunstform, die nicht mehr den an sie herangetragenen Erwartungen Folge leisten muß, sondern »überflüssige Oberfläche« sein kann. Daß sie deshalb um so nötiger, unverzichtbarer ist - ist das wirklich so schwer zu begreifen?

Die finale medientheoretische Frage, ob ein »Jenseits« der Medien möglich ist, ob die Medien gar in der Lage sind, eine »transzendentale Körperlichkeit« (D. Kamper) zu erzeugen, beantwortet der Paparazzo täglich neu und auf ganz profane Art und Weise, indem er nämlich - wenn auch nicht, wie sich herausgestellt hat, im Fall Diana, so doch potentiell in

anderen Fällen - den Prominenten durch unnachgiebiges Nachstellen zu einer »transzendentalen Körperlichkeit« verhilft und sie ins »Jenseits« nicht nur der Medien befördert.

Abdruck aus dem soeben im Konkret Literatur Verlag erschienenen Buch *The Neurose of England. Massen, Medien, Mythen nach dem Tod von Lady Di.*

Konkret 06/98, S. 58

Max Annas

Film & Theater

Welcome to Sarajevo

Regie: Michael Winterbottom; mit Stephen Dillane, Woody Harrelson, Kerry Fox; GB 1998 (Buena Vista); 102 Minuten; ab 11. 6. im Kino

Vielleicht braucht ein solcher Film solche Figuren. Und vielleicht sind die Figuren das wirklich Interessante an diesem Film. Ein Film über den Krieg im ehemaligen Jugoslawien, das haben Bernard-Henry Lévy und Marcel Ophüls mit ihren Dokumentationen bewiesen, findet seinen Platz im internationalen Kino nur dann, wenn er sich gewisser Stereotypen bedient. Michael Winterbottom ist das vorzüglich gelungen.

Henderson (Stephen Dillane) ist ein englischer TV-Journalist. Er ist Europäer, und das verpflichtet. Das harte Nachrichtengeschäft kennt er ganz genau, seine Aufgabe erfüllt er zufriedenstellend, doch unter der harten Schale ist er Mensch geblieben. Als er einem neunjährigen Mädchen verspricht, sie »hier raus« zu bringen, rührt ihn das dauerhaft an. Henderson ist verheiratet und absolut treu. Flynn (Woody Harrelson) ist nur ein amerikanischer TV-Journalist. Er läuft in kurzen Hosen durch Sarajevo, und weil das ein stilbildendes Element für Winterbottoms Idee vom Amerikanismus ist, darf es dort nie Winter sein. Denn der ist kalt, und wie sollte sich Flynn dann kleiden? Er ist zynisch, versoffen und promisk. Und irgendwie ein sehr fähiger Reporter.

Emira (Emira Nusevic) ist das hilflose bosnische Mädchen im Alter von neun Jahren, das in einem Waisenhaus leben muß, weil ihre Mutter es früh weggegeben hat. Sie hat stets ein Baby auf dem Arm, das sie hütet, als sei es ihr eigenes. So wirkt sie, obwohl und weil sie Schutz bietet, noch hilfloser als sie mit ihren kurzen Haaren und großen Glubschaugen ohnehin angelegt ist.

Risto (Goran Visrjic) ist vor allem Bosnier. Er hat kluge und musisch begabte Verwandte, kennt sich gut aus in der Stadt und im Leben, und vor allem ist er Henderson ein verdammt guter Kumpel. Als es auf den Showdown zugeht, läßt er sich ganz einfach finden, obwohl er eigentlich verschwunden ist, und der angenehmste Zug an ihm ist, daß er in seinem Hochhauszimmer genau zu dem Zeitpunkt fies ermordet wird, als es den mitteleuropäischen TV-Leuten richtig nahegehen muß.

Jane (Kerry Fox) ist eine TV-Produzentin. Als Figur hat sie keine wirkliche Bedeutung. Sie muß Risto sehr gern haben, solange er lebt. Gleichzeitig soll sie sich von Flynn anbaggern lassen, dem aber sowieso egal ist, ob er die eine kriegt oder die andere, weil er ja Amerikaner ist. Gregg (James Nesbitt) ist Kameramann und tut alles, was ihm gesagt wird. Eigentlich ist es verwunderlich, daß er nicht hinterrücks erschossen wird. Annie McGee (Emily Lloyd) ist auch Reporterin. Sie kommt irgendwann an und ist sehr tatendurstig. Sie bringt Flynn dazu, bis zum Äußersten zu gehen. In dieser Situation erkennt Henderson dann endgültig, daß er nicht aus demselben Holz geschnitzt ist wie die anderen.

Der Tschetnik (das Presseheft gibt nicht mal den Namen des Schauspielers preis) ist ein Tschetnik, wie wir ihn alle kennen. Er soll den Antagonisten zu den bosnischen jungen Männern darstellen, die einen heutigen Kurzhaarschnitt tragen. Er hat langes Haar, ungepflegt, ist längst über den Dreitagebart hinaus, wirkt in seinen zu weiten Militaria-Klamotten willkürlich gewandet und bewegt sich breitbeinig wie das Abziehbild eines Vorstadtrockers. Dieser Typ ist ein Schwein. Er entführt mit diabolischer Gleichgültigkeit das Baby, das Emira so sehr hegt, und er tut das, weil er will, daß dieses Baby stirbt. Er ist ein richtiger Serbe. Ein guter Serbe.

»Welcome to Sarajevo« hat auch eine Handlung. Ein englischer TV-Reporter kann den schrecklichen Zynismus seiner Zunft nicht mehr ertragen und beschließt, nach London zurückzukehren. Das Mädchen, dem er die Rettung versprochen hat, nimmt er gegen alle Regeln gleich mit. Irgendwann aber will die Mutter das Kind wiederhaben. Er muß also zurück nach Sarajevo. Dort ist Krieg. Und er steht vor der schwierigsten Aufgabe seines Lebens. Kann er Emiras Mutter davon überzeugen, daß es das Mädchen im Wohlstand besser hat als im Krieg? Die Lösung sei hier nicht verraten.

Konkret 06/98, S. 60

Gerhard Fischer, Jürgen Roth, Dieter Bott

Nicht zu knacken, nicht zu packen?

Ein Streitgespräch und Beitrag zur neueren Beckenbauer-Forschung - mit dem Sport-Theologen Dieter Bott

Am 18. April 1998 bemerkte die »Süddeutsche Zeitung«, Franz 3 Beckenbauer, Präsident des FC Bayern München und Mitglied des Bewerbungskomitees des DFB für die Weltmeisterschaft 2006, sei deshalb von der deutschen Gesamtjournaille unangreifbar, weil er bei RTL und »Bild« »als Sportkommentator« unter Vertrag stehe, »auch mit Premiere und DSF ist er vertraglich verbandelt, und niemand weiß, mit wem noch alles«. Seine verzweigten FIFA-Aktivitäten durchschaut auch keiner so recht, und längst sind die Tage passé, da der Franz u. a. Tütensuppen, Langhaarschneider und Mitsubishis bewarb. Heute füllt er diverse waghalsige Funktionen aus. Laut FCB-Pressesprecher Markus Hörwick amtiert Beckenbauer als Repräsentant für die Adam Opel AG, als Repräsentant für Adidas und als Repräsentant für Warsteiner. Und wie der »kicker« am 2. April 1998 meldete, soll »der letzte Kaiser« (»Süddeutsche Zeitung«) »nach dem als Erfolg eingestuften Versuch von 1994 ... in Frankreich die Sendung >Schau'n mer mal< als zentrale Figur an den Fan bringen«.

Wer aber ist Beckenbauer - ungeachtet seiner gewagten Multipelverwendungen - wirklich? Was ist Beckenbauer? Ein Medium? Der größte Popstar? Der mächtigste? Der meistbewunderte Fußballer der letzten dreißig Jahre? Der jähzornige Jesus Christ unserer müden Epoche, der Händler und Huren aus dem Tempel vertreibt? Oder Gott selbst? Oder wenigstens *irgendeine* Reinkarnation?

Dieter Bott, geboren 1943, Soziologe, Sport-Theologe, Lehrbeauftragter an der Universität Duisburg und Leiter zunächst des Frankfurter, dann des Düsseldorfer und bis Ende 1997 des Duisburger Fanprojekts, gilt als einer der besten Kenner des Gesamtmysteriums Beckenbauer. Seine unter aufgeklärten Fußballfans hochangesehenen »Bild«-Analysen und Kaiser-Exegesen sind mutige Ausflüge ins Reich der geistigen Niedertracht. Und Bott kann auf eine profunde Ausbildung zurückgreifen. Er studierte bei Adorno, gab Rudi Dutschke einmal die Hand, initiierte gemeinsam mit Günter Amendt 1969 das Antiolympische Komitee (AOK) und gründete 1972 im Studentenwohnheim Frankfurt-Porthstraße (und nicht Pohrtstraße, auch wenn's zu schön gewesen wäre) das Institut für Vulgärpsychologie, dessen 2. Vorsitz er übernahm und bis heute, zumindest virtuell, innehat.

»Daß die Gegenwart nach Ideologiekritik verlangt, die zumeist schon mit den schlichten Mitteln der Widerspiegelungstheorie zu bewerkstelligen wäre, ist ein Plädoyer des Aktions-Marxisten Dieter Bott«, schrieb die »Jungle World« und verglich ihn zu Recht mit den kritischen Sporttheoretikern Gerhard Vinnai *(Fußballsport als Ideologie,* Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1970; gewidmet »Den fußballspielenden Genossen«) und Bero Rigauer *(Sport und Arbeit,* Suhrkamp, Frankfurt am Main 1969). Seit 1993 verleiht Bott den Viva-Maria-Preis an »Außenseiter, die der radikalen Kritik des Bestehenden verpflichtet sind« (bedacht wurden u. a. Fritz Teufel und Wolfgang Pohrt). Um die Balance zu halten, setzt er daneben und unregelmäßig Kopfgeldprämien auf besonders impertinente Personen des öffentlichen Lebens aus. So traf es neben Hans Magnus Enzensberger, Matthias Horx und Ulrich Beck auch Franz Beckenbauer.

»Schaun mer mal« - ein nicht nur orthographisches Problem (Thomas Bender und Michael Pfad übertitelten ihr Jubelalbum *Franz Beckenbauer - Geschichten und Bilder einer außergewöhnlichen Karriere,* München 1995, mit *»Schau'n mer mal«).* Am 11. September 1995 feierte der Kaiser seinen 50. Geburtstag, Theodor W Adorno wäre gleichen Tags 92 geworden - Anlaß genug für Bott, »künstlerische Arbeiten« zu präsentieren, »die >Schaun mer mal< als das kenntlich machen, was es ist: unter den saublöden Sprüchen einer der unerträglichsten«.

Mäzen Bott war es trotz großen Einsatzes und energischen Kampagnen-Engagements nicht vergönnt, »das alles durchdringende >Schaun mer mal< endlich aufzuhalten«. Am 7. Januar 1998 trafen wir uns in Frankfurt/Main mit dem Mann, dessen Motto lautet: »Je rücksichtsloser kritisiert, desto besser!«, um zu erfahren, welche Formen seine Beckenbauer-Studien seither angenommen haben.

Dieter, laut »Bild«-Zeitung von gestern hat Franz Beckenbauer gesagt: »Es geht kein Ruck durch unser Land. «

Es geht kein Ruck durch Deutschland? Ich soll was zu »Ruck« sagen? Zu »Ruck« fällt mir nichts ein.

Du verfolgst Beckenbauer seit zwanzig Jahren, seine autobiographischen Schriften, das Echo, das er in den Medien gefunden hat und findet. Hältst du die Figur überhaupt noch aus?

Ich hab' ihn zuletzt vor allem als »Bild«-Kolumnisten beobachtet. »Schaun mer mal«, auf diesen Spruch, der jenseits der bayerischen Regionalität populär wurde, hab' ich affektiv reagiert, als gute Freunde von mir plötzlich Gespräche beendeten, indem sie sagten: »Schaun, mer mal.« Das hat mich dermaßen angekotzt, und Beckenbauer war dafür verantwortlich zu machen. So vermittelt ist die Beziehung.

Inwiefern verantwortlich zu machen ? War ~ ein ästhetisches Problem?

Von mir aus, das geht mir auf den Senkel, nenn' es ästhetisch, das geht mir auf den Senkel, wenn Leute so miteinander reden. Nach meiner Beobachtung ist dieser Spruch in der mir zugänglichen Alltagskommunikation zwar wieder rückläufig, Gott sei Dank, doch der tauchte damals beinahe in jeder Unterhaltung auf Beckenbauer hatte ihn über die Medien zum Allgemeingut gemacht, und ich hab' reagiert.

Empfindest du die Tatsache als Affront, wenn jemand sagt: »Schaun mer mal«?

Darüber müßte ich nachdenken: Was geht mir an so 'nein harmlosen Spruch eigentlich auf den Sack?

Früher. als Beckenbauer noch aktiv war. fand man ihn arrogant. Heute mögen ihn offensichtlich mehr Leute.

In meiner Fußballerikonographie hätte er insofern 'nen Plus, als bei mir, Mittelschichtler, aus kleinen Verhältnissen kommend, alle arroganten Weicheier, alle Techniker einen Bonus erhielten. Wir Borkaner bildeten uns ein, wenn die Bauern aus Gombeth, Singlis, aus Trockenerfurth kamen und reinhauten und reindemmelten, wir seien Städter und würden technischen Fußball spielen. Und ich als einziger aus der Familie, der das Abitur ansteuerte und kein Schlägertyp, sondern ein Angsthase war, identifizierte mich natürlich mit dem filigranen, später dem brasilianischen Fußball. Sobald einer als arroganter Spielertyp serviert wurde, hatte er, psychologisch gesehen, meine Sympathie, logisch. Aber richtig nachgedacht über Beckenbauers Rolle in meiner Jugend - nee.

Später, als ich den »Schaun mer mal«-Preis auslobte, wollte ich mir Rechenschaft darüber ablegen, was ich eigentlich gegen diesen beschissenen Satz habe. Da gibt's mindestens fünfzig Seiten vulgärpsychologische Analyse, mit der ich hinter das Geheimnis zu kommen versuche, worin meine Renitenz gegen das »Schaun mer mal« besteht. Sämtliche Aspekte dieses Satzes hab' ich untersucht. Das endet damit, daß Beckenbauer vor allem auf Arrangement und Anpassung aus ist. Aber die tiefenhermeneutische Nachdenklichkeit will ich gar nicht mehr wiederbeleben.

Das »Schaun mer mal« könnte ja auf einen bestimmten Sozialcharakter hinweisen?

Das bring' ich jetzt nicht mehr.

Hat Beckenbauer nicht immer den Gestus des Unpolitischen kultiviert und gerade mit diesem Satz seine Attitüde vervollkommnet?

Jetzt fällt mir auf, was ich vielleicht interessant finde. Der Beckenbauer ging mir einerseits so lange so sehr am Arsch vorbei, daß ich mir dachte: ist halt ein Promi, den man beurteilt, find' ich gut, find' ich blöd, interessiert mich nicht oder ähnliches, war bei mir in 'ner mittleren Qualität. Beckenbauer zählte weder zu meinen Haß- noch zu meinen Liebesobjekten; und reagiert hab' ich auf meine Bekannten, als die alle diesen bekloppten Satz da brachten, der ist für *mich* tatsächlich relevant, weil er *mein* Leben tangiert hat - nicht die reale Person.

Das Zentrum der Person Beckenbauer erhellt andererseits der Begriff »Lichtgestalt«. Die Lichtgestalt! Ich empfinde die gleiche Aversion gegen das Wort »Vision«. »Utopie« ist links, »Vision« rechts. Die Leucht-, die Strahlkraft von Lichtgestalten - und hier spielt eine romantisch-verschwiemelte, elitäre Ästhetik von Botho Strauß bis Karl Heinz Bohrer herein - geht, so unterstellen die Verfechter dieses Unfugs, auf eine Art energetischen Kern zurück, und du als Rezipient bist geblendet, bist fasziniert - *die* Vokabeln der achtziger Jahre: »Faszinosum«, »spannend«, »interessant«. Diese Seifenfigur Beckenbauer, dieser aalglatte, nichtssagende Blubberfritze, der ist ja 'ne hohle Nuß, der ist ja an sich 'ne Null, der ist ja überhaupt nichts - nun, er existiert aber, er wirft Licht und Schatten, er ist greifbar und bewegt die Menschen und die Medien -: Woher hat der dumme Bube sein Licht und sein Leuchten? Wir alle, und hier geht's über Beckenbauer hinaus und wird die Angelegenheit symptomatisch, strahlen die Lichtgestalten an, und die Heilsbringer umgibt der Kranz des Faszinosums nur, solange wir sie anstrahlen. Würden wir uns abwenden, stünden die auf einen Schlag im Dunkeln und strahlten nicht die Bohne.

»Faszinosum« muß man mit »Akzeptanz« übersetzen. Herrschaft kann nur fortdauern, wenn sie auch akzeptiert wird - billiger Hegel sozusagen. Der Knecht spielt eine Rolle für den Herrn. Die Fritzen strahlen, weil wir sie anstrahlen, im doppelten Sinn. Weil wir sie sklavisch verehren und Freude dabei empfinden, wenn wir ihnen unsere Freude zeigen. Und dann strahlen sie förmlich zurück. Drehten wir uns um, wären sie, was sie sind, nichts.

Warum dreht sich die Öffentlichkeit nicht um? Warum wird sie des Beckenbauers nicht überdrüssig?

Wir brauchen wieder Entwürfe und Eliten und Repräsentanten, die das Ganze in die Hand nehmen und gestalten, heißt es doch auf jedem Managerseminar. Der Ruck soll ja Energien freisetzen, um Visionen zu entwickeln. In dieser Abteilung spielt sich das alles ab. Warum wir Idioten uns von der Herrschaft immer weiter an der Nase herumführen lassen, das ist allerdings die zentrale Frage. Wieso produzieren wir Herrschaft selbst?

Beckenbauer war der erste, der sich professionell managen ließ, der schließlich den Fußball von seinem - auch Beckenbauers eigenem - Kleinbürgerimage befreite und propagierte, Fußball sei genausogut ein Vergnügen für die höhere Gesellschaft.

Mit welcher Zufälligkeit der kleine Bube, dieser Blödmann, da reingerutscht ist und die neue Rolle bekleidet, den neuen Typus verkörpert hat! Es hätte auch jeder andere sein können. Die Zeit war reif.

Ist doch eigentlich unerhört: Beckenbauer der Sohn eines Postbeamten, war jener Modernisieren von dem man immer behauptet, Hoeneß sei‘s gewesen. Gerade deshalb haben ihn Linke gebetsmühlenartig verteufelt, dafür daß ein zwar eleganter. aber durchtriebener. abgebrühter Angestellter. ein opportuner Meisterspieler sich ums Geschäft kümmert.

Also, die Geschichte, der Fußball hierzulande sei allerorten genuin proletarisch gewesen, bevor Beckenbauer kam, ist ja nicht zu halten, die hat sich der Schulze-Marmeling zurechtgestrickt. Was interessiert euch eigentlich daran, daß gerade Beckenbauer der Erneuerer geworden ist?

Man hat ihn angefeindet. Und heute ist er die »Lichtgestalt«. Kommt doch nicht von ungefähr oder?

Daß es jetzt ausgerechnet der ist, ist wirklich überraschend, bei seinen minderen Begabungen.

Aber er war ein klasse Spieler!

Da gibt's vergleichbare, von Overath über Netzer bis Schuster. Vielleicht müßte man die bayerische Connection verfolgen, Robert Schwan usw.

Früher war er Gegenstand heftiger Kritik, heute kann er sagen, was er will, jedes Wort gilt.

Stimmt. Der Beckenbauer kann sagen, was er will, es wird veröffentlicht, der schönste Schmarren darunter, der Ball hätte vier Ecken, was weiß ich. Geht raus, wird gedruckt. Und gleichzeitig wird die Lichtgestalt von allen ironisiert. Keiner nimmt den ernst. Der ist ja wohl 'nen Konzern, wenn ich das richtig sehe, zumindest 'nen Flaggschiff, und steht für Geschäftstüchtigkeit. Aber was der in seiner verquarkten Launenhaftigkeit daherschwätzt, ist doch nicht satisfaktionsfähig.

Worum geht es dann eigentlich?

Der ist Symbol. Also, das ist ja jetzt 'nen weißer Schimmel: Der hat Erfolg, der kann jeden erdenklichen Stuß ablassen, und die andern lachen sich einen, drucken's weg und kolportieren, er verwandle alles in Gold. Was für Fähigkeiten! Kann Scheiße erzählen und bleibt trotzdem oben. Der stolpert über keinen Satz. Wenn euch das interessiert... Wir müssen vielleicht die Frage stellen: Ist es möglich, daß so ein Mann stürzt?

Ja?

Weiß ich nicht.

Was kann den eigentlich zu Fall bringen?

Nichts. Absolut nichts. Wie denn? Was denn? Der konnte erzählen, daß er im nächsten Leben 'ne Blume wird oder daß er sich mit Philosophen beschäftigt. Der kann doch machen, was er will. Es ist nichts zu machen. Da geht gar nichts.

Gibt es eine vergleichbare Figur?

Müßte ich auch noch mal drüber nachdenken.

Ich schlage Luis Trenker vor.

Ich kenn' die Luis-Trenker-Rezeption nicht so richtig.

Der konnte auch sagen, was er wollte.

War das so? Wißt ihr das?

Der hat genauso gesagt: Politik interessierte mich nicht. Ich war beim Hitler bei der Eva Braun, das hat mich nicht interessiert. Ich war froh, wenn ich wieder auf meinem Berg war. Wäre auch ein Motiv bei Beckenbauer: Kitzbühel, Abgeschiedenheit. Trotz der in seinen Büchern ausgebreiteten großen Welt mit Prominenten und Hotels und Reisen will er nix lieber, als in sein Haus hoch droben zurückzukehren. Was drückt sich da aus?

Was Kindliches, Schutzbedürfnis. Und er kann in Kitzbühel machen und sagen, was er will. Es ist schon was Merkwürdiges an der Produktion dieser Beckenbauer-Imago. Aber der Berg sonst, als Ort des Weltverächters oder Bessergestellten, bietet mir keinen Schlüssel, zu verstehen, warum so 'nen aalglatter Dummfuddel wie der mit seinen Scheißdingern, daß so ein im ganz dümmlichen Sinn arroganter Typ hochkommt. Der ist in meiner Seelentopographie nicht scharf gezeichnet.

In New York sagt er: »Ich habe Angst vor der Leere. «

Was sagt dir das?

Es gibt doch diesen Luis-Trenker-Film, der in New York spielt, die Überblendungen der Hochhausschluchten von Manhatten mit der Civetta- Westwand. Der heißt, glaube ich, »Der verlorene Sohn«.

Was wollt ihr ergründen? Ich merke nur, der Punkt tangiert mich nicht.

Beckenbauer bedroht, ähnlich wie Kohl, niemanden.

In der Richtung würde ich mal nachdenken.

Einerseits ist Beckenbauer anerkanntermaßen einer der besten Spieler aller Zeiten, andererseits ein Hanswurst. Einerseits geriert er sich als Unpolitischer andererseits kungelt er mit den Mächtigen.

Immer.

Welches Persönlichkeitsbild läßt sich denn aus dieser Konstellation ableiten?

Von meiner Seite ist da wenig zu machen. Beckenbauer ist ja nur noch Figuration. Was soll man denn bei dem holen? Was wollt ihr denn knacken mit ihm? Die Seife Beckenbauer, diese hohle Blase, da ist ja gar nichts.

Es geht doch wohl um Interessen, um Vereinsinteressen, Konzerninteressen, letzten Endes um Nationalpolitik, wenn Beckenbauer vor den Karren der Weltmeisterschaftsbewerbung gespannt wird.

Hör' mal, der ist ein Fußballer aus Deutschland! Für den ist das eine Ehre. Es ist doch gar nicht wert, darüber nachzudenken, warum sich Beckenbauer vor den Karren spannen läßt. Ist doch 'ne aberwitzige Frage!

Ah ja.

Von Dieter Bott u. a. ist gerade das Buch *Ball & Birne. Zur Kritik der herrschenden Fußballkultur,* VSA-Verlag Hamburg, erschienen

---

Jürgen Roth schrieb in KONKRET 4/98 über die Leichen-Ausstellung »Körperwelten«. Gerhard Fischer ist freier Autor und lebt in Frankfurt

Konkret 06/98, S. 64

Klaus Smit

Melodie & Rhythmus

Diverse: The Jewish Alternative Movement - »A Guide For The Perplexed«; Hasidic New Wave: Psycho Semitic. Beide Knitting Factory Records/Ninety-Nine Distribution

In sozialgeschichtlichen Untersuchungen zum Jazz hält man nach Kapiteln über die jüdischen Beiträge zu dieser Musik in der Regel vergeblich Ausschau. Eine explizite Kategorie existiert diesbezüglich nicht, anders formuliert: Es wurde von keiner Seite besonderes Gewicht auf die Tatsache der jüdischen Herkunft einiger Musiker gelegt, auf den Gedanken einer Subsumierung kam bisher niemand. Wenn sich jemand wie der New Yorker Komponist John Zorn nun seit einigen Jahren mit eigenen Werken und der Veröffentlichungsreihe »Radical Jewish Culture« auf seinem Label Tzadik um die Herausbildung eines solchen Genres bemüht, so hat er damit nicht nur für Verwirrung gesorgt, sondern er mußte sich zum Teil herbe Kritik gefallen lassen, da für manche eine solche Kategorie zu konstruiert erschien. Anerkennung von Seiten schwarzer Musiker wird ihm ebenfalls häufig genug verwehrt, und auch dafür gibt es Gründe.

Folgt man der Untersuchung Black Talk (veröffentlicht im Wolke Verlag), die der Jazztheoretiker Ben Sidran Anfang der Siebziger angefertigt hat, so ist der Jazz schwarzer Musiker Ausdruck einer Oral culture, während die europäischen Künste zur Literate culture zählen, also auf der schriftlich fixierten Weitergabe beruhen. Eine der Konsequenzen, die sich daraus ergeben, ist, so Sidran, daß die Musik jeweils anders funktioniere. So beruhe die Improvisation auf der Tradition von spontanen Prozessen, von vokalisierten Tönen und spezifischer Rhythmik, während die europäische Tradition immer bemüht war, Regelmäßigkeiten zu betonen. Der Jazz der heutigen Zeit nimmt zwangsläufig beide Formen in sich auf, da sich z. B. die Lebensumstände sowohl schwarzer als auch weißer Musiker nicht mehr voneinander trennen lassen (wie überhaupt Sidrans Theorie bei genauerer Betrachtung argumentative Lücken aufweist). Die Musik Zorns und des Tzadik-Labels scheint sich mit der Betonung jüdischer Kultur und insbesondere durch das Abdrucken historischer Zitate und Dokumente wieder stärker in Richtung Literate culture zu bewegen, ohne dabei jedoch auf erlernte Formen des Jazz verzichten zu wollen.

Unterstützung erhält Zorn jetzt durch die ebenfalls in New York ansässige Plattenfirma Knitting Factory, die aus dem gleichnamigen Club hervorging, in dem fast jeden Abend einer der Tzadik-Musiker auftritt: In der Reihe »Jewish Alternative Movement« sind jetzt die ersten beiden Platten erschienen. Wahrscheinlich anspielend auf die Kritik, die sich John Zorn anzuhören hatte, haben die Köpfe des Knitting Factory-Labels ihrer »The Jewish Alternative Movement« benannten Compilation noch den Untertitel »A Guide For The Perplexed« gegeben. Aber auch denjenigen, die so etwas wie eine einheitliche Identität jüdischer Kultur erwarten, die in der Musik zum Ausdruck kommt, wird damit vor den Kopf geschlagen, denn von »Guide« kann keine Rede sein: Die Stilvielfalt der Platte ist enorm - eine Tatsache, die der Compilation nicht immer gut bekommt - und wer immer das Ding zusammengestellt hat, scheint vor allem auf Unterschiedlichkeiten hinweisen zu wollen, freundlich gedeutet. Andere, wie der ebenfalls im Zorn-Umfeld agierende Gitarrist Marc Ribot, haben das anläßlich der vor einigen Jahren stattgefundenen Knitting-Factory-Tournee auch schon anders formuliert: »Diese wird zwar von guten Musikern bestritten, aber ich weiß nicht, was sie mit jüdischer Musik zu tun hat« (Ribot in einem Interview mit der Zeitschrift »Jazzthetik«).

Der Sampler »The Jewish Alternative Movement« zeigt, daß die Feststellung Ribots durchaus berechtigt ist. Zwar werden von vielen der hier vertretenen Gruppen und Einzelkünstler chassidische Nigunim-, sephardische oder Klezmer-Klänge verwendet, wie von den bekannten Klezmatics, vom Paradox Trio um Matt Darriau und von David Krakauer's Klezmer Madness. Aber zumindest bei letzterem muß man sich fragen, ob die traditionellen Klänge durch die Art der Verwendung und Einbindung in andere Stile und Improvisations-Passagen nicht eher (positiv) gebrochen werden - wenn auch bei dem hier vorliegendem Stück »Gasn Nign« nicht ganz so offensichtlich, wie auf der selbstbetitelten Tzadik-Veröffentlichung.

Um das viele jüdische Menschen betreffende Fremdheitsgefühl in der westlichen Welt, die sogenannte »Alienation«, geht es in »Denial Of The Fittest«, einem Spoken-Word-Stück von Judith Sloan: »My grandmother taught me how to speak english with a jewish accent«, und später an der Schauspielschule »I spend years not to sound to -jewish«. Die schlechte Seite der CD besteht aus Stücken wie »David & Goliath« von Yosi Piamenta, eine nervtötende Mischung aus Prog-Rock und Jethro Tull, und der Folklore Neshama Carlebachs mit »Garn Ki Elech«. Spätestens hier stellt sich die Frage, auf was sich das Wort Alternative eigentlich bezieht: auf den Mainstream oder auf ein Jewish Movement, welcher Gestalt auch immer?

Die Geschlossenheit der New Yorker Szene zeigt wiederum eine Auflistung der beteiligten Musiker bei Hasidic New Wave, in deren Reihen sich der Trompeter Frank London (ehemals bei den Klezmatics), der Saxophonist Greg Wall (Mitglied des Cybemetie Sax Quartet, Piamenta anderen), der Schlagzeuger Aaron Alexander (Klezmatics), der Gitarrist David Fiuczynski und der Bassist Fima Ephron befinden. Auf dem Debüt waren außerdem noch Anthony Coleman (Orgel) und Gary Lucas (Gitarre) als Gäste dabei, die beide mit eigenen Projekten auch auf dem Sampler vertreten sind. Ähnlich wie

dieser enthält auch »Psycho Semitic«, die zweite Produktion der Gruppe, etliches an Stilen und Elementen: »Al-Osfour Al-Majnoun (The Crazy Bird)« verwendet im Mittelteil ein selbstverliebtes, recht scheußliches Gitarrensolo, während im selben Stück Londons Trompete großartige Momente hat. Daß viele der Genannten und weitere Musiker aus dem Tzadik-/Knitting-Factory-Umfeld dem Hardcore entstammen, schimmert auch immer wieder bei Hasidie New Wave durch, denn in die einschmeichelndsten Passagen fahren urplötzlich verzerrte Gitarrenakkorde (»Habibi«), oder es wird wie bei »Men Trinkt Mashke (People Drink Whiskey)« wild drauflos gestampft. In solchen Momenten kommt am eindringlichsten zum Ausdruck, daß man es bei der gesamten Szene mit Leuten aus dem Free Jazz- und Avantgarde-Bereich zu tun hat. Diese Instrumentalisten verspüren in keiner Weise eine Nähe zu Giora Feidman, sondern ihnen geht es in ihrer Musik um das genaue Gegenteil: die Vermeidung von Kitsch.

»What is jewish music?« In dem sehr empfehlenswerten Film »Sabbath In Paradise« von Claudia Heuermann, der einen Einblick in die New Yorker Musik-Szene um Knitting Factory, John Zorn, Anthony Coleman und all die anderen liefert, ist dies die Frage, die den Ausgangspunkt bildet. Und genau wie der Film geben sowohl »The Jewish Alternative Movement« als auch »Psycho Semitic« keine Antwort darauf Wie auch? (Zu John Zorn, seiner Politik und seiner Zeichenverwendung demnächst mehr.)

Konkret 06/98, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Sonntag, 17. Mai, zwischen Zwölfe und Mittag. Knapp tausend Herzschläge noch bis Redaktionsdeadline. Über Norddeutschland spannt sich der nur mäßig von weißen Quallen beschwommne Azur (»... so blau, so blau / und das geht alles seinen Gang / und wenn die Chose aus ist / fängt sie von vorne an ... «). Doch mein Platz ist nicht an der sonnenbeschleckten Säule des Köpi-Wirtshauses an der Rappstraße, wo unser Schopenhauerstammtisch heute im Freien tagt, unterm Plafond des sein unglaubliches Grün wie 1000 Jazumleben ausfahrenden Gevatter Knöterich. Die Freunde haben mich entschuldigt vom gemütlichen Diskurs über den Paragrafen 344 der Parerga und Paralipomena, den wir der Himmelfahrt Christi am kommenden Donnerstag gewidmet haben.

Sogar an Abrichtungsfähigkeit übertrifft der Mensch alle Thiere. Die Moslem sind abgerichtet, 5 Mal des Tages, das Gesicht gegen Mekka gerichtet, zu beten: thun es unverbrüchlich. Christen sind abgerichtet, bei gewissen Gelegenheiten ein Kreuz zu schlagen, sich zu verneigen u. dgl.; wie denn überhaupt die Religion das rechte Meisterstück der Abrichtung ist, nämlich die Abrichtung der Denkfähigkeit; daher man bekanntlich nicht früh genug damit anfangen kann. Es giebt keine Absurdität, die so handgreiflich wäre, daß man sie nicht allem Menschen in den Kopf setzen könnte, wenn man nur schon vor dem sechsten Jahre anfienge, sie ihnen einzuprägen, indem man unablässig und mit feierlichem Ernst sie ihnen vorsagte. Denn wie die Abrichtung der Thiere, so gelingt auch die des Menschen nur in früher Jugend vollkommen . ».

Denn ich habe vorzüglich dieser Seite hier zu dienen, im Geschirr meiner Buchstabenguitarre Carrera de Luxe. Immer weniger Pigment kursiere durch mein Haupthaar und die Frisur des Sacks, gab mir heute morgen nach den gymnastischen Übungen für Präsenile der Ganzkörperspiegel in der Naßzelle zu verstehen, und jetzt, in diesem Nu, o Schmärz, spür ich wiedermal', wie sich die Sollbruchstellen des Leibes gegen das unbändig jugendlich lodernde Feuer in meinem Koppe verbünden und mich aufs Lager zu werfen trachten. Und klopft da nicht wieder mal der Eskapismus und grad als wie gerufen mit seinen mefistofelischen Glupperln* an die Tür des vom Fiskus als einkommensteuermindernden Arbeitsraum abgelehnten Appartements und lockt mit der gleißenden Würde eines Honorar(sic!)konsuls und all den damit verbundenen Augen und liederlichen Genüssen? (Man kennt das von Marc Maigrets Bild »Die Verführung des Genossen Hyronimus«, wo der präzise Streiter für den unverblümten Blick aufs wahre soziale Sein von seinem Wirkungsort, dem marxistisch-leninistischen Schreibtisch, wegbestochen werden soll, vermittelst einem ziegelroten Roadster, in dem eine nach Macheallesmit ausschauende Frau sich räkelt, in der chagrinlederbezognen Soziasasse, auf den grell lodernden Knien drei Handbreit unterm Saum des Rockes des rauchblauen Kostüms einen Kelch mit Champagner, in dem ein »angestochner« Pfirsich »kullert«, und aus dem Handschuhfach quillt Handgeld, dick wie Fango aus der Packung ...)

Aber wer da glaubt, ich sei Fliege und aus auf solchen Leim, der irrt so lang *er* lebt beziehungsweise *ich.* Denn für mich ist der Eskapismus ein von allen ehrlichen Winden gejagter Scherenschnitt aus Arschpapier nicht nur, sondern eine der geistig mefistischsten Agenturen des Kapitals und der mit ihm im Inzest lebenden herrschenden Klasse, einer Klasse, die nicht über den Hauch das Leben der Menschheit erleichternder Kunstfertigkeiten á la Hochofenanblasen, Strippenziehen oder Daumendrücken gebietet oder auch nur mit einem Mikrooo'le Herzenswärme** rumkömpt bei die Leut, sondern die sich ausschließlichst über hundeschnauzenkaltes Herrschen definiert; Herrschen, Herrschen und nochma Herrschen (und seit Breschnew und Walter und andere Große tot sind und sie ihre Fuchtel globalisiert hat: dreister und dreister). Eskapismus? Nein danke! Und wo er, offnen Hosenstalls oder kryptischtückisch, sein Wesen treibt, da sei ihm wie dem Falschspieler in Scorseses »Casino« auf die Finger gehauen, und zwar, gell, Mamma: mi'm Hamma! Denn der Eskapismus schwächt die Erkenntniskraft des Volkes (= Gesamtbevölkerung minus herrschende Klasse) in dem Maße, wie der Eskapismus sich des Volkes bemächtigt. Von demselben verführt oder angesteckt (oder beides), kann sich das Volk nicht mehr schützen vor ihm und vorgehn gegen ihn; ein »Teufelskreis«, wie der vom großartigen Martin Zuhr gegebne »TV-Kaiser« (RTL) in solchen Situationen aufs unnachahmlichste zu sagen pflegt. Jedenfalls: Das Volk zieht beim Eskapismus immer den Kürzern: Es verliert den Klasseninstinkt und geht auch spirituell vor die Hunde.

Wie erst jüngst, als das Volk, rein vom Ohr her gesehen, fähig zur Aufbaustoffe bildenden Rezeption so schwieriger realistischer Worttongeflechte wie »Solidaritätslied« (Brecht/Eisler), »Die sieben Todsünden der Kleinbürger« (Brecht/Weill), Tomayers »35-Stunden-sind-genug«-Lied der deutschen Rüstungsarbeiter, Mahlers »Kindertotenlieder« oder der drei Take-Stücke (»Take on me« von Aha, »Take five« von Brubeck und »Take cake« von den Baker-Boys) von einem vom Großen Geld, dem dicken Kohl, den entseelten Sendern und andern Ästhetikabgewandten auf es losgelaßnen namens Meister Guildo mit einem eskapistischen Fünfeck des Grauens (Nußecke, Mutter, Knuddln, Knuutschn, Harmonie + Glück) monatelang übermüllt, de-brained, ja seiner Würde als Ausgebeutete beraubt wurde. Eskapismus? Da capo: Nein danke! Egal ob er als Orangenhautheilkreem auftritt oder als Jungonkel Lou Schlingensief, als Mister Selbstreferentiell oder zwiefach codierte Subtextironie, als Lichterkette oder Prostmoderne: Eskapismus ist Beschißmus, Beschißmus muß

weg! Ich habe fertig.

---

* bayrisch, leicht ominös: Finger

** schwäbisch: der dem absoluten Unternullpunkt benachbartste Hitzegrad

Konkret 06/98, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

»Frauen in die Bundeswehr!« Wie lange war die deutsche Frauenbewegung guter Hoffnung mit diesem mutterländischen Balg, bis ein Nachrichtenredakteur aus Alices Lieblingsverlag das frohe Ereignis in die »Welt« setzen konnte:

Schwarzer befehligt Armee am Cap

Geschafft.

Eine journalistische Innovation bot der Aufmacher der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 15. April:

Die Union will sich nun doch wieder mit dem politischen Gegner beschäftigen.

Nachricht mit eingebautem Leitartikel. In zwei Worten alles gesagt: nun doch.

Ein steinalter Nazi, der mit ungezählten Leben kurzen Prozeß gemacht hat, ist tot. Man kann das melden wie die »Frankfurter Rundschau«:

Der ehemalige Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer ist am Montag im Alter von 93 Jahren gestorben. Oberländer der 1933 in die NSDAP eintrat, nach dem Zweiten Weltkrieg den »Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten« mitgründete und 1956 zur CDU wechselte, war wegen seiner Nazi-Vergangenheit umstritten. Ihm wurde vorgeworfen, als Mitglied einer Sondereinheit der Wehrmacht (»Nachtigall«) an Kriegsverbrechen in der Ukraine beteiligt gewesen zu sein. Das Oberste Gericht der DDR verurteilte ihn deshalb 1960 zu lebenslanger Freiheitsstrafe. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung trat er kurz darauf vom Ministeramt zurück. Der studierte Landwirt bestritt stets die Vorwürfe und führte Dutzende von Prozessen wegen übler Nachrede. Wegen der Massaker in der Ukraine leitete die Kölner Staatsanwaltschaft im April 1996 ein neues Verfahren gegen ihn ein, das unabgeschlossen bleibt.

Man kann um den Ihren trauern wie die »Frankfurter Allgemeine«:

Theodor Oberländer am 1. Mai 1905 in Meiningen geboren, wurde als Wissenschaftler ein führender Vertreter der »völkisch« verstandenen Ostforschung. 1933 trat er der NSDAP bei. Während des Krieges kritisierte er die Politik Hitlers gegenüber den östlichen Nachbarvölkern als den deutschen Interessen zuwiderlaufend.. Die DDR-Behörden haben behauptet, daß er 1941 als Kommandeur einer ukrainischen Einheit der Wehrmacht an Kriegsverbrechen gegen Juden beteiligt gewesen sei, und zwangen ihn auf diese Weise zum Rücktritt. Heute weiß man aus den Stasi-Akten, daß dabei mit gefälschten Dokumenten gearbeitet wurde... Seine Rehabilitierung in einem letzten, derzeit bei der Generalstaatsanwaltschaft in Köln laufenden Verfahren, auf die er hoffte, hat er nicht mehr erleben dürfen.

Alte Kameraden. Und ein neuer:

Theodor Oberländer gehörte zu den Nazi-Putschisten der ersten Stunde. Am 9. November 1923 nahm er an Hitlers Marsch zur Münchner Feldherrnhalle teil. Aber das ist nur die eine Seite seiner Autobiographie. Als Professor für Osteuropakunde und Landwirtschaft verteidigte er in den dreißiger Jahren die gewalttätige Kollektivierung in der Sowjetunion als »objektive Notwendigkeit« und begrüßte, daß sie das Problem der Überbevölkerung auf dem Lande »radikal gelöst« habe. Wegen solcher Sätze bezichtigten ihn Greifswalder Studenten 1938 einer »bolschewistischen Einstellung«. Auch wenn das Parteigericht das Verfahren einstellte, so zeigt es doch, daß Theodor Oberländer _für mehr stand als die »braune Barbarei«. Er repräsentiert ungezählte intellektuelle Weltverbesserer des 20. Jahrhunderts, denen der Zweck die Mittel heiligte.

Nicht zufällig fällt Oberländers Tod genau in das Jahr, in dem der hundertste Geburtstag des anderen intellektuellen Weltverbesserers gefeiert wird. Der Tote repräsentiert aber nicht nur Brecht, sondern er stand irgendwie auch für Ernesto Guevara, wenn nicht gar Sophie Scholl. Der junge Kamerad ist übrigens ein ehemaliger Redakteur der Kinder-»FAZ«, der es nicht bis in die Frankfurter Erwachsenenabteilung geschafft hat, sondern nur bis zur »Berliner Zeitung«. (Da das nicht nur auf einen paßt und damit kein anderer in Verdacht gerät: Götz Ali heißt er.)

Eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin, berichtet die »Welt«-Redakteurin Bettina Seipp, soll ergeben haben, daß bei den Ostdeutschen

offenbar aus DDR-Zeiten stammende Vorbehalte gegenüber der parlamentarischen Demokratie nachwirken. So stammt die im Osten weitverbreitete Meinung, daß letztlich die Wirtschaft den Ton angibt, während die Politik nur Begleitmusik spielt, noch aus dem Fundus der SED-Ideologen.

Kluge Leute, das. Schade, daß sie durch die Folgen vereinigungsbedingter Kriminalität anläßlich der kriminalitätsbedingten Vereinigung verhindert sind, Frau Seipp ein bißchen klüger zu machen. Zur Not dürfte es aber genügen, wenn sie mal den alten SED-Ideologen Schrempp von Daimler-Benz fragt, ob Kohl letztlich den Ton angibt.

Frau könnte natürlich auch einfach einen Blick in den Wirtschaftsteil der »FAZ« werfen:

Die Landtagswahl hat den deutschen Aktienmarkt belastet. Schon zur Eröffnung stand für einige Händlerfest, daß der Einzug der Deutschen Volksunion (DVU) in den sachsen-anhaltinischen Landtag den Markt überschatten werde. Nach Ansicht des Deutschen Industrie- und Handelstags (DIHT) verschlechterte das Ergebnis die Attraktivität Deutschlands für neue Investitionen, vor allem von ausländischen Unternehmen. Nach den Worten des Präsidenten des Bundesverbands des Deutschen Groß- und Außenhandels (BGA), Michael Fuchs, ist das Wahlergebnis eine schwere Hypothek für den Standort Deutschland, »Dieses katastrophale Wahlergebnis beschädigt Deutschlands Bild in der Welt und wird den Abfluß ausländischer Investitionen in Deutschland beschleunigen«, betonte Fuchs.

Fuchs gab den Ton an. Die Begleitinusik, Politik genannt war wie der heisere Troubadix: aphon.

Der Fernsehjournalist Helmut Herles kommentiert - wozu denn hat man solche Leute? - im Bonner »General-Anzeiger« 150 Jahre Kommunistisches Manifest:

Wie aber steht es um die Verelendungstheorie, daß das Proletariat immer stärker ausgebeutet werde und diese Verelendung letztlich zur Revolution führte. Auch hierbei irrte Marx.

Ihn richtigzustellen, dazu hat man den Herles:

Ausbeutung ist geblieben. Heute beuten sich gerade Führungskräfte erbarmungslos selbst aus, bis zum Zusammenbruch.

Der aber nicht in die Revolution, den großen Kladderadatsch, mündet, sondern in die Verelendung durch cholesterinarme Kost für tausend Mark am Tag in Grundigs Schloßhotel Brühler Höhe.

Revolution im »Neuen Deutschland«. Aber diesmal stehen nicht die Weber auf, es setzt der Setzer:

Die Revolution von 1848 wurde vergessen. Dieses Jahr ergibt sich auch die Chance zu einer Art innerdeutscher Widergutmachung.

Schon wider? Und wer soll das wider machen? Wer schon:

Die PDS hat dazu

schreibt der Abgeordnete Winfried Wolf im blutigen Kampf um seinen ersten Listenplatz in Baden-Württemberg,

einen maßgeblichen Beitrag geliefert: Als einzige Partei mit Bundesprominenz hat sie am Ursprungsort der 1848er Revolution gedacht: Am 3. März sprach Gregor Gysi in Mannheim zur Revolution.

Was kann der Gregor schon dafür, daß sie nicht gekommen war!

Dem Erzbischof von Santiago geht es übel. Die »FAZ« läßt ihn

unter dem politischen Erbe der Präsidenten Allende und Pinochet

leiden. Und Schweinepest ist nicht heilbar.

Und wieder hält die »Frankfurter Rundschau« der bildungsbürgerlichen Nachbarin ihren kleinen Latinus vor die Nase:

Ein gordischer Knoten lähmt Paraguay

Das sitzt. Um da Paroli zu bieten, muß die »Allgemeine« schon schweres Gerät auffahren, nämlich das ganze humanistische Gymnasium ihres Leitartiklers Wolfgang Günter Lerch, der dem gelähmten Wagen des Königs Gordius dann aber auch sowas von Beine macht:

Es fehlt jede mutige Vision, die den Gordischen Knoten lösen und innovative Prozesse in Gang setzen könnte.

Wenn ich nicht Alexander wäre, hat Diogenes gesagt, so möchte ich wohl ein Bembel sein.